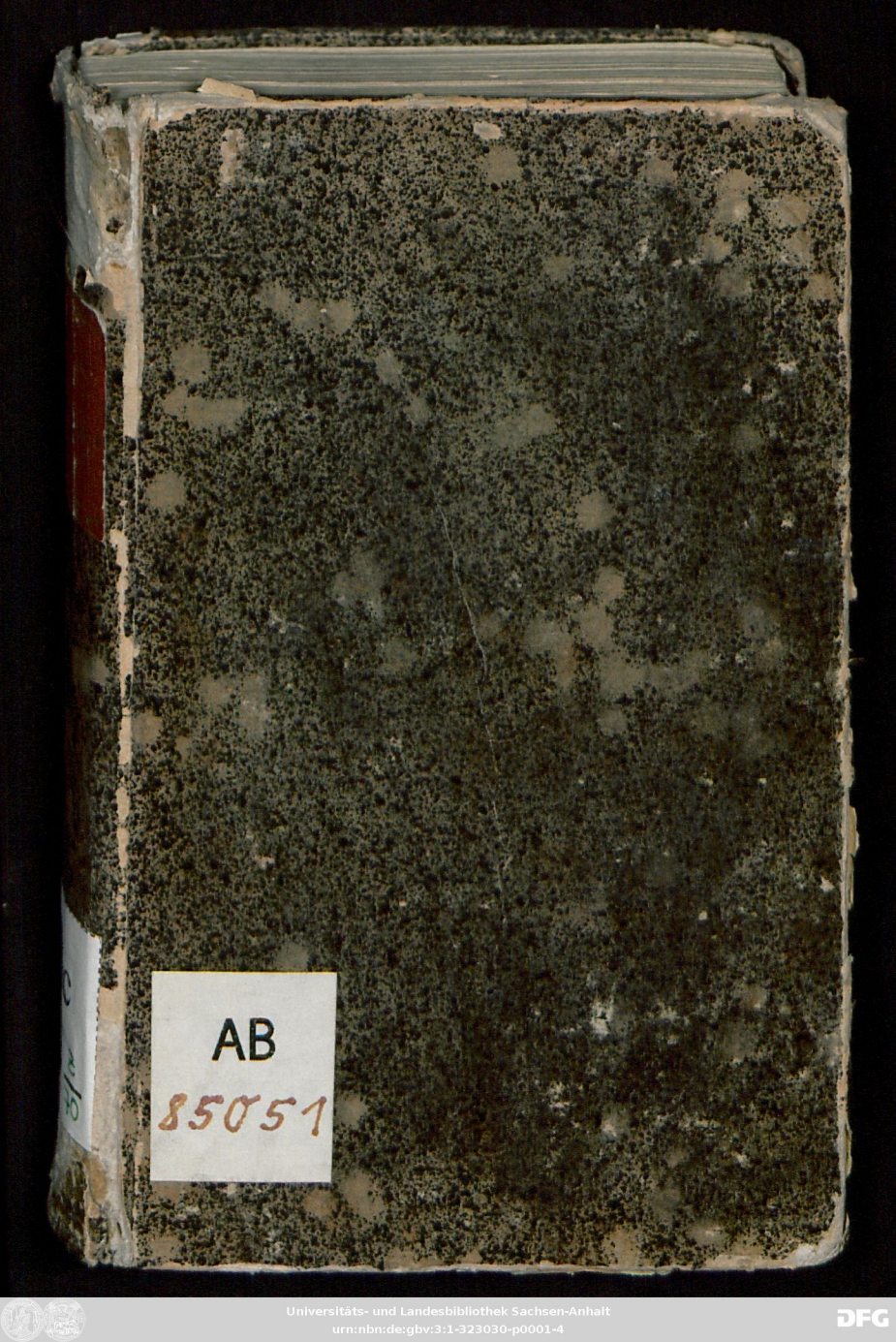

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-323030-p0001-4

Ja. — 00 Ne

~~Oe 26~~

F IV

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-323030-p0002-9

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Halle (Saale)

Alles ist nun vorbey! ich gehe dem Tode nun ohne weitern Schmerz entgegen. Lebt wohl!

Pinchard, ...

Dramatische

Unterhaltungen

zur

Belehrung und zum Vergnügen

junger Personen.

Von

der Verfasserin des blinden Kindes.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

Christian Felix Weisse.

Verfasser des Kinderfreundes und mehrerer Kinderschriften.

Neue Auflage.

Mit Kupfern.

Leipzig,

in der Gräffschen Buchhandlung.

Universitäts- und Landesbibliothek

Universitäts- und Landesbibliothek Zweigstelle Aufklärung

L 69,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-323030-p0008-3

Wenn auch diese kleinen dramatischen Unterhaltungen, als Schauspiele keinen ausgezeichneten Werth haben sollten, wie sie denn die bescheidene Verfasserin selbst blos dramatische Gespräche nennt: so werden sie doch wegen der Wahrheit der Scenen, die ganz aus dem geselligen Leben gehoben sind, wegen der guten moralischen Schilderungen in Darstellung solcher Charaktere, die bey unsern Kindern so gewöhnlich sind, und des leichten und lebhaften Dialogs wegen, der leselustigen Jugend zu einer sehr angenehmen und nützlichen Unterhaltung dienen können.

Inhalt.

Carl der Erste. Seite 1

Die übeln Folgen einer heftigen Gemüthsart. 33

Die kleine Zeitvertändlerin. 69

Die bedrängte Familie. 145

Der kleine Landbesuch. 183

Empfindsamkeit. 215

Die Dorfhochzeit. 259

Prinz Heinrich. 279

Carl der Erste.

Ein historisches Drama
in
zwey Abtheilungen.

Er war ein Mann, an dem man sich mehr versündigte, als er gesündiget hatte.

Shakespear.

Personen.

Carl der Erste.

Fairfax, Feldherr der Parlaments Armee.

Bischoff Juxon.

Obrister Tomlinson.

Herbert, Bedienter des Königs.

Herzog von Gloucester, des Königs jüngster Sohn.

Prinzessin Elisabeth, des Königs Tochter.

Schauplatz, St. James.

Erste Abtheilung.

Obrister Tomlinson. Bischoff Juxon.

Tomlinson.

Guten Morgen, mein ehrwürdiger Lord. Sie kommen unfehlbar, zufolge Ihrer gewöhnlichen Frömmigkeit, die Seele meines königlichen Gefangenen zu der Erwartung vorzubereiten, die ihm durch die schleunige Vollziehung seines Urtheils bevorsteht.

Juxon. Ja, Sir; — ich komme in der Hoffnung, unter dem Beystande Gottes und des Königs glücklicher Seelenverfassung, ihn zum Abschiede aus dieser Welt, so wie er seiner würdig ist, vorzubereiten.

Tomlinson. Ach, Mylord! Ich fühle mich von den Tugenden und dem würdigen

Betragen meines königlichen Gefangenen ganz durchdrungen. — Ich erblicke in ihm weit heiligere Gesinnungen, als in irgend einem seiner Richter.

Juxon. Betrogene Sterbliche! — Können sich solche in dem Besitze höherer Gesinnungen glauben, die durch ihr Ansehen den unverantwortlichsten Mord, den England je gesehen, und der seiner Vollziehung nahe ist, sanctioniret haben? — Wo ist der König?

Tomlinson. Noch schläft er. Unaufgeweckt durch das lärmende Getöse, welches die Erbauung des Schaffots verursacht, schläft er in der vollkommensten Ruhe.

Juxon. Gerechter Gott! — Diese gute, diese tugendhafte Seele, wird bald seine Belohnung bey dir suchen!

Tomlinson. Und wird sie gewiß finden. — Seine Fehler, durch seinen Tod gebüßt, wird man unter seinen Tugenden vergessen, und die Nachwelt wird seinen Namen mit Hochachtung und Ehrfurcht nennen: wir aber, Zeugen seines edelmüthigen Betragens werden ihn ewig beklagen.

Juxon. Ihr Zeugniß, Obrister, macht Ihnen Ehre, und wird um so viel mehr Glauben finden, da Sie vorher sein Feind waren.

Tomlinson. Ich bin es nicht mehr — Sein würdiges und gelassenes Betragen bey seinem Verhöre hat mich überwältiget; und — ich beweine im Innersten meiner Seele, daß ich so viel zu seinem Unglücke beygetragen habe.

Juxon. Vielleicht, Sir, sind Sie nicht der Einzige.

Tomlinson. Sie haben Recht, Mylord! Der brave Fairfax sieht sich itzt, mit allen Ehren, in ein Verbrechen verwickelt, von dem er keinen Gedanken hatte. — Vergebens sucht er sich heraus zu winden: aber Cromwell hat ihn zu sehr mit seinem Netze umschlungen.

Juxon. Sie sprechen so frey, daß, wenn Cromwell es hören sollte . . .

Tomlinson. Ich weiß, mit wem ich spreche. — Wollte der Himmel, es wäre nicht zu spät! mit Gefahr meines Lebens wollte ich des Königs seines retten: — Aber ach! — seine Wächter! — Cromwell's Spione —

Juxon. Unmöglich! — Wir müssen uns dem Willen des Allmächtigen unterwerfen! — Indessen — Fairfax — sein Einfluß, seine Gewalt —

Tolimson. Kann itzt nichts thun. — Cromwell's Schlauigkeit hat ihn überlistet — Er gedachte zu bessern, nicht zu tödten.

Juxon. In der That ist er der Brutus dieser Verschwornen.

Sie alle, nur nicht Er, sie thaten das,
Was sie gethan, aus Neid auf Cäsars Größe,
Er ganz allein, im edelsten Gedanken,
Fürs allgemeine Wohl beschäftiget,
Schlug sich zu ihnen —

Shakespear's Julius Cäsar.

Tolimson. Mit Recht verdient er dieß Ihr Lob, Mylord — Und seine edle Gemahlin — welch ein Herz schlägt in ihr! — Das reine Blut, das in ihren Adern fließt, empört sich voll Unwillen gegen diese Königsmörder, den sie noch kürzlich, mit Gefahr ihres Lebens, öffentlich erklärte.

Juxon. Ich verstehe Sie nicht.

Tom:

Tomlinson. Wie, Mylord! — Wissen Sie nicht, daß bey dem Verhör ; ; ;

Juxon. Ich konnte nicht dabey seyn: und es sind mir viele Umstände entgangen.

Tomlinson. O Mylord, hier äußerte sich ein Beyspiel von so viel Großmuth und Sanftmuth, als dieses Reich vielleicht noch nie gesehen.

Juxon. O erzählen Sie mir doch die besondern Umstände!

Tomlinson. Von Herzem gern, Mylord. — Sie haben sich meinem Gedächtnisse so tief eingedrückt, daß ich sie nie vergessen werde. — Mein königlicher Gefangener zeigte mit einer entschlossenen lächelnden Miene, daß er seine Anklage zu vernehmen bereit sey — Als seine Richter mit Namen aufgerufen wurden, erfolgte bey der Nachfrage nach Fairfax keine Antwort; eine Stimme aber, aus einer entfernten Loge rief: „Er hat zu viel Verstand, um hier zu seyn.“ — Es folgte eine Pause und man schritt zur Anklage, die im Namen des englischen Volks geschah. — Dieselbe Stimme schrie hierauf wieder: „Nicht der zehnte Theil desselbigen!“

gen!“ Wüthend über diese Kühnheit gab man Befehl in die Loge zu feuern. Axtel war schon im Begriff, ihn zu vollziehen, als man erfuhr, daß es die Stimme der edlen Lady Fairfax gewesen war, die von einer heftigen Empfindlichkeit hingerissen, die Furchtsamkeit ihres Geschlechts vergessen, und diese öffentliche Mißbilligung ihrer genommenen Maasregeln geäußert hatte.

Juxon. Vortreffliche Frau! — Nie wird diese traurige Geschichte bey der Nachwelt anders, als mit Erwähnung ihres Namens erzählt werden; und manches weibliche Herz wird vor Freude und Stolz schlagen, daß ein so tugendhaftes warmes Gefühl einen weiblichen Busen beseelte.

Tomlinson. Der König, wie Mylord wissen, wollte sich nicht vor einem Gerichtshofe vertheidigen, dessen Recht er nicht anerkannte. Einige von den Soldaten waren angestellt, Gerechtigkeit zu fodern.

Juxon. Gerechtigkeit! — welch entheiligtes Wort!

Tomlinson. Der König kehrte sich zu Herbert um, der hinter ihm saß, und sagte mit

mit einem Lächeln, das aber weder Bitterkeit noch Verachtung verrieth: „Armselige Menschen! Für ein Stückchen Silber würden sie eben das gegen ihre Befehlshaber thun!“

Juxon. Nur eine christliche Demuth ist so etwas auszuhalten vermögend.

Tomlinson. Ach! Er hat noch mehr aushalten müssen! — Indem er durch die Soldatenwache zurückkehrte, hatten einige, (ich schäme michs zu sagen,) die barbarische Grausamkeit, ihm ins Gesichte zu speyen; er aber sagte ganz sanft: „Mein Heiland duldete mehr als dieses!“ — Ein Soldat, gerührt, segnete ihn, als er vorüber gieng. Sein grausamer Offizier schlug ihn so gleich zu Boden. Der König sagte ganz gelassen: „Mir däucht, die Strafe war für eine so geringe Beleidigung, zu hart!“

Juxon. Mit Vergnügen höre ich diese Beweise von seiner glücklichen Gemüthsstimmung! — Er ist zum Tode geschickt und unser Verlust ist das einzige, was wir zu beweinen haben. — Doch, da kömmt er selbst.

Die Vorigen. Der König.

König. Guten Morgen, mein lieber Juxon! — Ich bin heute spät aufgestanden: nicht wahr? Sie haben mich schon ein Weilchen erwartet.

Juxon. Ich freue mich, wenn Ew. Majestät wohl geschlafen haben.

König. Sehr wohl, lieber Freund! — Ja, ich kann sagen, nie besser. Meine Seele ist so ruhig, als mein Körper. Dank sey es dem Himmel! ich finde mich selbst so heiter, und schlafe sanfter, als da ich von allen als König erkannt ward.

Juxon. Ich danke Gott für diese glückliche Gemüthsverfassung, die er Ew. Majestät verleiht. — Sie sind bereit, Sire, eine Welt zu verlassen, die Sie so voll Unruhe gefunden haben.

König. Ich hoffe, ich bin es. — Er wird Tomlinson gewahr. Ah! der Obriste Tomlinson! — vergeben Sie, daß ich Sie nicht eher gesehen. — Sie sind hoffentlich wohl?

Tomlinson. Gnädiger Herr!

König.

König. Juxon, sollten glücklichere Zeiten für England erscheinen, ehe wir einander in der Ewigkeit wieder sehen, so vergessen Sie nicht, zu rühmen, daß die gute Behandlung meines Kerkermeisters die Ungemächlichkeiten meiner Gefangenschaft mir sehr erleichtert hat.

Juxon. Nein, ich werde es nicht vergessen, gnädigster Herr.

König. Ah, hier kömmt mein Herzblatt, meine liebe, theure Elisabeth! — Wie sehr fürchte ich die Heftigkeit ihres Jammers! — Guter Juxon, wollen Sie in Zimmer drinnen meiner warten? — gleich werde ich wieder bey Ihnen seyn. — Der Obriste erlaubt mir doch gewiß, mit meiner Tochter auf einige Augenblicke allein zu seyn?

Tomlinson. Ohne Zweifel, Sire!

Juxon und Tomlinson treten ab.

König. Prinzessin Elisabeth.

König. Komm, mein Kind, und empfange meinen Segen! Die Prinzessin kniet und der König umarmt sie.

Prinzessin. Ach! wie bald wird mir diese Glückseligkeit versagt seyn! — O! so ist es denn gewiß, daß mir keine Hoffnung mehr übrig bleibt? — Sollten diese gottlosen Menschen noch so weit gehen, sich an Ihrem heiligen Leben zu vergreifen? — Unmöglich! einer solchen Grausamkeit kann die menschliche Natur nicht fähig seyn.

König. Ach, meine Tochter! nur zu gewiß! leider; kann sie es! — Morgen, Elisabeth, um diese Zeit — O Gott! gieb ihr Muth und hilf es ihr ertragen!

Elisabeth. Was sagen Sie, mein Vater! — Morgen? — Himmel! haben die Mörder ; ; ; Sie sinkt an den König.

König. Erhole dich, meine beste Elisabeth! — Höre mich, mein Kind. — Gott! du siehst die Angst meiner Seele — erhöre mein Flehen — tröste und stärke sie in ihrer Schwachheit!

Elisa-

Elisabeth die auf ihre Kniee fällt. Auch mich erhöre, mein Gott! rette, rette meinen Vater! — O rette ihn, der mich gelehrt, dich kennen und anzubeten!

König. Steh auf mein Kind! — Du zerreißest mein Herz! Wenn ich sterbe, so ist es der Wille des Himmels. Es gefällt ihm böse Menschen zum Werkzeuge meines Untergangs — ohne Zweifel zu einer heilsamen Absicht zu machen! — Wenn ich durch meinen Tod dem Vaterlande nütze, so sterbe ich zufrieden.

Elisabeth. O mein Vater, getödtet! — ein Märtyrer! — O Mutter! meine liebste Mutter! wo bist du?

König. Elisabeth! — ach! — hier berührst du die Saite, die alle meine Leiden in sich faßt! — Deine Mutter, deine liebe, theure Mutter, die ich mit einer unverbrüchlichen Zärtlichkeit geliebt habe, was wird sie erdulden, wenn sie dieß alles hört! — Was dich anbetrifft, Elisabeth, so sey getrost, und höre den letzten Auftrag, den ich an dich habe. — Höre, meine letzte Bitte: morgen möchte ich zu viel zu thun haben! — Merke

auf

auf meine Worte, und mein Segen wird auf dir ruhen, wenn du sie befolgst.

Elisabeth. So stehe mir der Himmel bey, so wie ich mich ihrer gewiß bis an die Stunde meines Todes erinnern werde!

König. Bist du glücklich genug deine Mutter wieder zu sehen, so überbringe ihr meine letzten Gedanken. Sage ihr, daß ihr in dem Augenblicke meines Todes meine Seele für ihre Zärtlichkeit und Treue dankt, sie ewig segnen werde. — Sag' ihr, daß ich sie bitte, mir die Fehler zu vergeben, durch die ich sie vielleicht unglücklich gemacht habe— sage ihr, daß, so wahr meine Seele eine ewige Ruhe hofft, ich nie — selbst im Traume nicht die Liebe und Treue verletzt, die ich ihr gelobt habe. — Willst du das?

Elisabeth. Ich will.

König. Sprich ihr Muth und Trost zu und sey du selbst getrost! Die Zärtlichkeit deines Geschlechts macht dich zu diesem Dienste geschickt. — Deiner jüngern Schwester lasse ich meine Liebe und meinen Segen — Gehorchet eurer Mutter in allen Din-

Dingen, nur nicht in dem Punkte der Religion: Unter der Bedingung meines Segens beschwöre ich dich, die nie zu verlassen, in der ich euch erzogen habe. — Grüße auch deine Brüder, Karln und Jacobn: sage ihnen, daß sie sich vor allen Dingen die Wohlfahrt ihres Vaterlands sollen angelegen seyn lassen. — Die übrigen Aufträge an sie wird mein guter Juxon übernehmen: übrigens bitte sie in meinem Namen, daß sie sich durch die Ausschweifungen eines schwelgerischen Hofes die tugendhaften Grundsätze nie sollen entreißen lassen, die ich ihrem Herzen eingeprägt habe.

Elisabeth. O mein Vater, fürchten Sie nicht, daß Ihre Kinder jemals das herrliche Beyspiel, das Sie ihnen gegeben haben, werden vergessen können!

König. Und nun umarme mich, mein Kind. Sie umarmen sich unter Thränen. — Für itzt, befehle ich dich Gott! — Mein ehrwürdiger Freund wartet meiner — ich sehe dich wieder; lebe wohl, Elisabeth — leb' wohl!

Geht ab.

Elisa:

Elisabeth allein. Er will mich wieder sehen? — Aber — ach! wie bald wird mir dieß Glück versagt seyn! — Ermordet, aufs schändlichste ermordet — in seinen besten Jahren! — Uebermorgen werde ich ihn nicht mehr sehen — nie wieder? — O ja, im Himmel werde ich ihn wieder sehn, und bald — ich fühle es, werde ich ihm folgen.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

Juxon. Herbert.

Herbert.

Ach, Mylord, welch ein Tag ist das! — Ist es also entschieden, daß das blutige Opfer noch heute soll vollzogen werden?

Juxon. Ich fürchte, es ists. — Cromwells Herz, von Ehrgeiz verhärtet, hat für Mitleid oder Reue kein Gefühl, und keines hat Muth unsern König zu retten. — Mein Herz blutet! — Gott! hilf mir diese Prüfung überstehen! Gieb mir Kraft, die edle Seele so vorzubereiten, daß sie diesen letzten Kampf, der alles schließt, mit Würde aushält!

Herbert. Mylord, unser Monarch leidet weniger als wir. — Er ist gelassen, ruhig und selbst ungewöhnlich heiter. — Eben itzt hat er mich, daß ich mir mehr als ge-

wöhnliche Mühe geben möchte, ihn zu einer so großen Feyerlichkeit zu schmücken und anzuziehen *).

Juxon. Ich fürchte mich beynahe, nach der unglücklichen Prinzessin zu fragen!

Herbert. Ah, Mylord! Ungeachtet ihrer frühen Jugend äußert sie doch das lebhafteste Gefühl über das Unglück ihrer Familie. Zeitig hat dieß sie gelehrt nachzudenken und ihren Verstand über ihre Jahre gereift. Sie betrachtet ihren Vater als ein, über die gewöhnliche menschliche Natur, erhabenes Wesen, und jammert, mit einer unaussprechlichen Angst über seinen sich nähernden Tod! — Sie hat die ganze Nacht schlaflos, unter Thränen und Ohnmachten, hingebracht : : : Wer kömmt?

Die Vorigen. Fairfax.

Juxon. General Fairfax? — Darf ich meinen Augen trauen!

Fairfax. O ja, Mylord; — Er ist es — der getäuschte, hintergangene, unglückliche Mann.

Juxon.

*) S. Hume's englische Geschichte.

Juxon. Ich kenne Ihren Charakter zu gut, als daß ich glauben sollte, Sie kämen des Unglücks zu spotten, das Sie größten Theils mit veranlaßt haben. — Aber — erlauben Sie mir zu sagen, daß mein königlicher Herr, während der kurzen Zeit, die er noch zu leben hat, nicht durch die Gegenwart seiner grausamen Feinde sollte beunruhiget werden.

Fairfax. Ach, Mylord! Ich vergebe Ihnen diese harten Worte, da Sie mein Herz nicht kennen. — Ich will einen sterbenden Mann weder unterbrechen, noch seiner spotten. — Es ist wahr, ich bin ein Feind Stuarts gewesen: aber ...

Juxon. Mylord!

Fairfax. Erwarten Sie nicht, daß ich ihm einen Titel gebe, den er verscherzt hat. — Er ist nicht länger König. — Mein Wunsch war, einen Mann des Throns zu entsetzen, dem ich im Ernste das Vorhaben zutraute, unsere Freyheit zu untergraben und zu stürzen. — Doch an dem schändlichen, grausamen Morde habe ich keinen Theil. — Ich kam hieher, Mylord, Ihnen zu erklären und Sie zu bitten, Carl Stuarten zu sagen ...

Juxon. Den kenne ich nicht.

Fairfax lächelnd. Wir wollen uns über diesen Punkt nicht streiten. — Nennen Sie ihn, wie Sie wollen. — Nur bezeigen Sie ihm, daß Fairfax, ob gleich ein Feind seiner Tyranney, doch keiner seiner Person ist, und eben so wenig den Gedanken ertragen kann, daß er seine Fehler mit seinem Blute büßen soll. — Ich gehe, um einen Versuch zu machen, ob ich ihn durch mein Ansehn retten kann: und mein herzlicher Wunsch ist, daß es geschehen möge!

Juxon. Ich weiß nicht, Mylord, ob ich dem trauen darf, was Sie mir sagen?

Fairfax. Trauen Sie ihm! Mein Herz ist auf der Zunge. — Ich bleibe nicht länger, damit ich nicht des Gefallenen zu spotten scheine.

Juxon. Auf den Fall segne Gott Ihr Unternehmen! Geht ab.

Juxon. Herbert.

Juxon. Was sollen wir hiervon denken?

Herbert. Ich glaube seinen Worten. Er ist ein zu gerader Mann, als daß er sich verstellen sollte, und — was könnte er für eine Absicht haben, uns zu hintergehn?

Juxon.

Juxon. Ich weiß es nicht; indessen schmeichle ich mir mit keiner Hoffnung!

Herbert. Ach, Mylord! Auch ich fürchte, daß seine Vermittelung uns nichts helfen wird. Er? Cromwell, sollte das Schaffot vor Augen haben, und das Opfer frey geben? — Das, was er den Fürsprüchen und Drohungen aller Höfe von Europa versagt, sollte er der Fürbitte des Fairfax gewähren?

Juxon. Sie haben Recht! Nimmermehr. — Indessen däucht es wenigstens der Menschheit wohl, zu sehen, wie sehr dieser Mord alle edle gute Menschen empört.

Herbert. Fairfax ist ein Beweis, wie schwer es ist, stille zu stehn, wenn man einmal die Laufbahn der Empörung, oder wie man es itzt nennt, einer Reformation betreten hat. — Hätte er, wie so viele andere, diese schreckliche Katastrophe vorher, die Ströme Bluts zum Voraus gesehen, die bey dieser Gelegenheit fließen werden, würden sie wohl ihre Hände dazu haben brauchen lassen? — O! daß alle künftige Verbesserer, ehe sie ein so schweres Werk beginnen, überlegen möchten, wie es sich wahrscheinlicher Weise endigen könnte. — Möchten sie beherzigen, wie sehr sie ihren mißgeleiteten

Eifer in Wegschaffung geringer Irrthümer zu beweinen Ursache haben werden, indem sie die Flammen des bürgerlichen Krieges entzünden! — Was für Schreckenbilder stellen sich unter diesem schaudervollen Namen dar! — Der Vater wider den Sohn; der Bruder wider den Bruder; der Bürger gegen den Bürger! — Jede gesellige Tugend, jedes herzfesselnde Band zerrissen! das Land verheeret; die Künste verwüstet und ihre Denkmähler zertrümmert. — Mord, Raub — Treulosigkeit, die die züchtigende Hand Gottes auf ein strafbares Volk herabziehen! — Wahrlich, selbst die größten Vortheile sind um einen solchen Preis zu theuer erkauft! — Wie können doch vernünftige Geschöpfe den Frieden, die öffentliche und häusliche Glückseligkeit, sammt allen den Tugenden, die jene begleiten, für den bloßen Schatten einer eingebildeten Freyheit und Gleichheit, die nie lange dauern kann, so aufs Spiel setzen!

Juxon. Sehr wahr! — Diese heuchlerischen Gleichmacher *) scheinen nicht wissen

*) Gerade, wie itzt, gab es dazumal solche Leute, die von nichts, als Gleichheit der Stände sprachen, und Levellers genannt wurden.

wissen zu wollen, daß, wenn sie auch alle Würden abschaffen, ein kurzer Zeitraum einige Menschen über die andern unvermeidlich erheben muß. Höhere Talente, vorzügliche Tugenden, selbst ausgezeichnete Verschlagenheit wird nach und nach einen über den andern emporheben; und, wenn selbst alle Menschen gleich seyn könnten, würden sie es seyn wollen? Hat Gott nicht augenscheinlich die Verschiedenheit der Stände zur Absicht gehabt, damit der Reiche dem Armen beystehen und dieser für den Reichen arbeiten möchte? Doch, nichts mehr hiervon! Wir vergessen über diese fruchtlose Unterhaltung, unsere gegenwärtige traurige Lage — Ah, der König!

Die Vorigen, der König und der Obriste Tomlinson.

König. Mein guter Juxon! Ihr Anblick erfreut mein ganzes Herz. Wie wohl thut mir der Gedanke, daß ich unter alle dem Ungemach, das mich betrifft, noch einige wahre Freunde habe.

Tomlinson. O! Eure Majestät dürfen gewiß auf Freunde rechnen, da Ihre Tugend selbst Ihre Feinde sich zu Freunden macht.

Juxon. Fairfax, Sire, ist hier gewesen; er ersucht mich, Ew. Majestät seinen Abscheu vor dem gegenwärtigen Verfahren bekannt zu machen, so wie sein ernstes Bestreben, dagegen zu arbeiten.

König. Es wird ihm nichts helfen, ich weiß es: indessen bin ich schon mit seinen Wünschen zufrieden.

Juxon. Vermuthlich haben Ew. Majestät auch von der edlen Bemühung Ihrer vier Freunde, des Richmond, Hertford, Southampton und Lindsay gehört?

König. Nein, mein Freund.

Juxon. Sie sind im Parlamente gewesen, und haben daselbst öffentlich erkläret, daß alle die Maasregeln, die demselben so sehr mißfallen haben, von ihnen kommen: daß sie also allein für verantwortlich müßten gehalten werden: mithin auch verlangten, an ihres Königs Statt zu sterben, glücklich wenn sie durch ihr Blut sein Leben erkaufen könnten!

König.

König. O, die edlen Menschen! — Nie mögen die Namen dieser Helden vergessen werden! — Konnten sie aber wohl glauben, daß ich diese Aufopferung annehmen würde? — mich für so klein halten, daß ich mein Leben um den Preis erkaufen könnte?

Juxon. Ach, Sire, hätte ihre Anerbietung Statt gefunden, so würden sie Ihnen die Wahl nicht überlassen haben. Allein ihr großmüthiger Eifer hat zu weiter nichts gedient, als ihre Namen mit unvergeßlichem Ruhme zu bezeichnen! —

König. Juxon, die Zeit rückt heran. — Ich wünschte wohl, Sie einige Augenblicke allein zu sprechen — ehe ich — ehe ich die Bitterkeit des Todes in meinem Abschiede von meinen Kindern schmecken werde. Tomlinson und Herbert treten ab.

König. Mein würdiger Freund! — Indem Sie von den edelmüthigen Männern gesprochen haben — o wie ist es mir durch die Seele gegangen!

Juxon. Sire?

König. Habe ich wohl eine so treue und standhafte Freundschaft verdient? — Ich — ach! der so widrig und so feigherzig den Be-

fehl zur Execution des edlen Strafford*) unterschrieb, da sich doch meine ganze Seele dagegen empörte? Leider! fehlte es mir an Festigkeit. — Ich hatte nicht Muth genug, die Bestätigung eines ungerechten Urthels zu verweigern. Der Himmel straft mich itzt dafür und ich verliere mein Leben durch ein ähnliches, ungerechtes Urthel.

Juxon. Ew. Majestät beklagen mit so vieler Empfindung eine Handlung, die Ihre wahren Freunde nicht entschuldigen werden. Ohne Zweifel wird Ihre Reue, die Sie im Angesichte

*) Graf Strafford, ein Mann von großen Gaben und vortrefflichen Eigenschaften, Minister König Carls des Ersten, und sehr bey ihm in Gnaden, ward als Urheber aller gesetzwidrigen Erweiterungen der königlichen Macht von dem Parlamente zum Tode verurtheilt, und der König unterschrieb seine Verdammungsbill, so sehr sich auch sein Herz widersetzte. Als es Strafford hörte, rief er voll Erstaunen, ob er gleich zu Besänftigung des aufgebrachten Volks selbst dazu gerathen: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, noch irgend auf Menschenkinder: denn bey ihnen ist keine Hülfe.“ So viel sich Carl auch noch Mühe gab ihn zu retten, war es doch vergeblich, und er warf sich diesen Tod Lebenslang und selbst in der Todesstunde mit Betrübniß und Reue vor.

gesichte des Himmels äußern, jene Uebereilung aussöhnen.

König. Jene Uebereilung, sagen Sie? — O geben Sie ihr einen härtern Namen, guter Juxon, und suchen Sie nicht das Verbrechen eines Sterbenden zu beschönigen.

Juxon. Ach, Sire! Wie wenige können, wie Sie, auf ein langes Leben zurück und darin nur Eine Handlung sehen, die ihr Gewissen verwundet. — Wie wenige, der Versuchung so ausgesetzt, wie Sie, würden einen Fehltritt so innig beweinen, der aus einer Schwachheit entstand, welcher bisweilen die besten Menschen unterliegen. — Glauben Sie indessen nicht, daß ich Ihnen in dieser feyerlichen Stunde zu schmeicheln gedenke. Es war ein Verbrechen, von dem ich aber hoffe und glaube, daß Sie durch Ihre lange, tief gefühlte Reue längst werden Vergebung erhalten haben.

König. Ich danke Ihnen, mein bester Freund, sowohl für Ihre Freymüthigkeit, als Ihren liebreichen Trost, und habe das Vertrauen zu der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, daß er mir sowohl diese als alle meine übrigen Vergehungen vergeben werde.

Die Vorigen. Tomlinson.

Meine Pflicht, gnädigster Herr, verbindet mich, Ihnen einen Wink zu geben, daß es schon weit am Morgen ist und die Stunde sich nähert. —

König. Es ist wahr, guter Tomlinson, — ich hatte es ganz vergessen. — O Juxon! Noch keinen Augenblick bis itzt, ist mein Muth gesunken; auch itzt ist es nicht der sich nähernde Tod, der mich beunruhiget. Ich schaudere nicht vor dem Beile, sondern vor dem Jammer — den Todesängsten meiner hülflosen Kinder! Sie mögen herkommen — es muß einmal überwunden seyn.

Juxon. für sich. Fairfax kömmt nicht — weg alle Hoffnung!

Herbert. Sire, die Prinzessin, und der Herzog von Glouceſter!

Die Vorigen. Prinzessin Elisabeth und der Herzog.

Elisabeth die sich auf den König zustürzt und sich nebst dem Herzoge zu seinen Füßen wirft. O mein Vater! segnen Sie mich! segnen Sie noch einmal Ihre unglückliche Tochter.

König.

König hebt sie auf und umarmt sie. Gott segne euch beyde, meine Kinder!

Elisabeth. Ach, mein Vater! halten Sie mich fest in Ihren Armen! — Gott! Ihnen soll ich entrissen werden? — warum läßt man mich nicht mit Ihnen sterben und macht meinem Elende mit meinem Leben ein Ende!

König. Kind! deiner Tage sind noch viel; und ich hoffe, sie sollen glücklich seyn.

Elisabeth. Glücklich! — Wie, mein Vater? können Sie glauben, daß ich diese schrecklichen Augenblicke jemals vergessen werde — diese fürchterlichen, entsetzlichen Zurüstungen! — Kann ein Kind, das seinen Vater beynahe vor seinen Augen bluten sieht, jemals wieder auf Glückseligkeit hoffen? — Nein, Sire, nein: meine ganze Seele überliefert sich von Stund an einem immerwährenden unvermischten Gram, so fruchtlos er auch ist.

Gloucester. Schwester! warum machst du meinen Vater so traurig? — Lieber Vater, sag mir einmal, was wollen sie den mit dir machen? was soll denn das hölzerne Ding, das sie vor den Fenstern gebaut haben? — Wollen sie dich krönen, wie man mir gesagt, daß die Könige gekrönt werden?

König.

König. Freylich, mein Kind, mich krönen und zwar mit einer Krone, die nie verwelken wird.

Gloucester. Wie? itzt!

König. Ja. — „Jetzt werden sie deines Vaters Kopf abschlagen. Er nimmt ihn auf den Schoos: Gloucester sieht ihm starr ins Gesichte. Merk wohl auf das, was ich dir sage, Kind! sie werden mir den Kopf abschlagen, und dich vielleicht zum Könige machen: aber merke, was ich dir sage, du mußt kein König werden, so lange, als deine Brüder Karl und Jacob leben. — Sie werden deinen Brüdern die Köpfe abschlagen, sobald sie derselben habhaft werden können; und auch endlich deinen Kopf — ich beschwöre dich also, lasse dich nicht von ihnen zum Könige machen!“

Gloucester. „Eh will ich mich zerreißen lassen.“

König umarmt ihn mit thränenden Augen. O mein Gott! wie danke ich dir, daß du diesem Kinde eine so entschlossene Tugend gegeben hast! — Gloucester, mein liebster Gloucester, du wirst deines Vaters nie vergessen! — Sieh mich an, Kind! sieh dieß graue Haupt, von dem meine Feinde die Krone gerissen haben und versprich mir, daß du meiner gedenken willst!

Glou-

Glouceſter. O ja, gewiß, ganz gewiß; und wenn ich die Mutter ſehe, ſoll ich ihr ſagen, daß ſie nicht weinen ſoll?

König. Ja Glouceſter; ja, mein Kind! — Juxon, ſollte man nicht glauben, dieß Kind läſe in meinem Innerſten, und wünſchte deſſen tiefſte Sorgen zu lindern?

Juxon. Ach, Sire! aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge, bereitet ſich Gott nicht allein ein Lob zu, ſondern auch Troſt den Traurigen.

König hebt das Kind vom Schooße. Leb wohl, Glouceſter; leb wohl, mein Kind! Gott ſegne dich!

Glouceſter. Ach, Vater! du darfſt nicht von uns gehn! — Bleib, bleib! oder laß uns mit dir gehn! — in der That iſt das das Beſte!

König kämpft mit ſeiner Bewegung. Du wirſt zu mir kommen.

Glouceſter. So nimm mich gleich mit, Vater. — Ich werde mich fürchten, wenn du weg biſt: denn die Soldaten ſehen ſo finſter aus, und ich denke, ſie wollen mich ſchlagen; das dürfen ſie nicht, wenn du bey mir biſt: biſt du aber fort, wer wird uns ſchützen?

König. Er zerreiſt mir das Herz! — Eliſabeth, mein gutes Mädchen! — ach!

unter-

unterliegst du ganz dem Schmerze? — Komm und umarme mich! — Eine Pause. Noch einmal! ach! noch Einmal! — Nieder widerstrebendes Herz!

Elisabeth umarmt den König. O mein Vater! mein Vater! — Ich fürchte — ich werde Sie nicht lange überleben — doch so lange ich lebe — werde ich Ihnen — meine Zärtlichkeit — und meinen Schmerz dadurch am besten beweisen, daß ich nichts thun werde — was Ihres Kindes unwürdig ist.

König. Ein Herzstärkender Trost! — Du weißt, meinen Willen, meine Wünsche. — Sprich bisweilen von mir mit Gloucestern; ist es Schwachheit, wenn ich wünsche, daß er sich eines unglücklichen Vaters erinnern möge? Lebt wohl! lebt — wohl! — — Alles ist nun vorbey! — ich gehe dem Tode nun ohne weitern Schmerz entgegen! — Deine Mutter Elisabeth — deine Mutter — erinnere dich Alles dessen, was ich dir gesagt habe! — Lebt wohl!

Der König, Juxon, Herbert, und Tomlinson gehn ab. Die Prinzessin sinkt in die Arme einer ihrer Weiber: eine derselben nimmt den kleinen Prinzen empor, der das Gesicht in ihren Busen verbirgt: die Scene schließt sich.

Die übeln Folgen
einer
heftigen Gemüthsart
in
zwo Theilen.

Ist unsre Leidenschaft vorbey,
Und die Vernunft herrscht wieder frey;
So blicken wir meist unsern Wahn,
Mit Reu und mit Beschämung an.

Waller.

Personen.

Frau Selwyn, Juliens Aufseherin.

Julie, ein junges Frauenzimmer.

Pauline, ihre Cousine.

Marie, Juliens Mädchen.

Fanny, ein kleines Mädchen.

Schauplatz, ein Zimmer.

Erster Theil.

Ein Zimmer.

Marie,

die hereinkömmt, hebt einen Stickerrahm auf, der auf die Erde geworfen zu seyn scheint: Nehnadeln, Goldflittern, Seide, Scheere u. s. w. liegen umher.

Ha, Miß Julie hat gewiß hier ihr Wesen gehabt! — Der Rahm auf der Erde — Seide, Flittern, alles umher — was muß sie in solche Wuth versetzt haben? — Ich muß doch zusehen. Sie besieht den Rahm. — Gewiß taugt ihr die Rosenknospe nicht; — ein Wunder, daß sie nicht alles zerrissen hat: denn selten läßt sie's beym Werfen bewenden ; ; ; Ah unsre Miß Pauline — O! wenn sie sich doch die zum Muster nähme!

Pauline hat ein Buch in der Hand. Hat sie nicht meine Cousine gesehen, Marie?

Marie. Nein, Miß, seit dem Frühstücke nicht.

Pauline. Ich verließ sie hier bey ihrer Stickerey. Ich sollte ihr etwas vorlesen, und holte deswegen dieß Buch.

Maria. Vermuthlich ist ihr etwas nicht recht gerathen, denn ich fand hier alles zu Boden geworfen. Ein Glück, daß ich nicht hier gewesen bin, sonst wäre mir es gewiß nach dem Kopfe geflogen.

Pauline. Ein kleiner Ungestüm! Vielleicht ist sie in ihrer Stube. Ich will sie aufsuchen. Sollte sie indessen hierher kommen, so sage sie nur daß ich oben bin.

Marie. Gut, Miß. Pauline geht ab. Was wollte ich für die nicht thun! Wenigstens ist man da vor dem Kneipen und Schimpfen sicher! — Ah, ihre Aufseherin! Sie gähnt wie gewöhnlich — und kömmt vermuthlich erst aus dem Bette.

Frau Selwyn spricht in einem gedehnten, schläfrigen Tone, wobey sie mit unter gähnt. Sage sie mir doch Marie, wo ist Miß Julie?

Marie.

Marie. Ich weiß nicht; aber so viel weiß ich, daß sie heute bey sehr übler Laune seyn mag. Nichts ist nach ihrem Sinne, und, als ich sie diesen Morgen ankleidete, wäre sie beynahe in ein Handgemenge mit ihrem Spiegel gerathen, und der Zwicke, die ich bekommen, weil ich ihr nichts nach ihrem Kopfe machte, sind unzählich.

Frau Selwyn. Ein wunderliches Mädchen! Bisweilen muß ich über sie lachen.

Marie. Lachen? Mir ists warlich nicht lächerlich: und dieses fehlt blos, um sie noch schlimmer zu machen. Hätten Sie nur solche blaue Flecke wie ich; das Lachen sollte Ihnen schon vergehen — sehen Sie einmal meinen Arm: Sie streift den Aermel hinauf.

Frau Selwyn. Je nun, sie setzt mich auch so in Odem, daß ich es nicht lange aushalten werde.

Marie bey Seite, spöttisch. Gewiß, weil sie sichs so sauer werden läßt, sie zu bessern.

Frau Selwyn schleppt sich einen Stuhl träge hin, und zieht die Arbeit aus dem Beutel, die sie aber wieder auf den Schoos legt. Geh sie einmal, und sage sie ihr, sie soll herkommen; ich wollte mit ihr lesen.

Marie. Da werde ich willkommen seyn; ich wollte, daß jemand anders die Gesandtschaft übernähme.

Frau Selwyn gähnend. Ich werde auch keine Freude haben: sie wird mich genug ermüden; kömmt sie nicht, so läßt sie es bleiben.

Fanny kömmt mit einem Geschreye hinein. O die Miß Julie! Die häßliche Miß!

Marie. Nun: was hat sie dir denn gethan?

Frau Selwyn. Mache nur nicht ein solch Geschrey! Es fährt einem ja durch den ganzen Kopf.

Fanny. Da begegnete ich ihr vor einem Weilchen in dem Garten, als ich für meine kleine Schwester ein bischen Milch holen wollte: und da sagte sie ; ; ;

Frau Selwyn. Nicht so geschwind! Man kann dir ja nicht nachkommen.

Fanny. Ja, da begegnete ich also Miß Julien: und da fragte sie mich, wo ich hin gehen wollte, und da sagte ich ihr ; ; ;

Frau Selwyn. Mit deinen ewigen Und da — da möchte man die Geduld verlieren.

Marie.

Marie. Nur kurz, worüber weinst du?

Fanny. Ja, indem ich gehen wollte, sagte sie: ich sollte mit ihr spielen; denn ihr Vater sey ausgegangen, Frau Selwyn noch nicht aufgestanden, Monsieur Karl in der Schule und Miß Pauline oben in der Stube, und sie wisse nicht was sie mit sich anfangen solle.

Frau Selwyn. Und so war die ganze Familie versorgt. — Nun! — und was denn darnach?

Fanny. Dann giengen wir hinauf, und Miß zeigte mir ihre Puppe, und wir spielten. Aber ach! hier ... Sie fängt wieder an zu weinen.

Frau Selwyn. Höre auf mit deinem Gepinsel! — was ward denn endlich draus?

Fanny. Da schlug mich Miß, und kratzte mich — sehen sie nur meinen Arm!

Frau Selwyn. Und das umsonst und um nichts?

Fanny. Ja, Frau Selwin, weil ich ihre Puppe fallen ließ.

Frau Selwyn lachend. Kinderey! Geh, laß dir deine Milch oder ein bischen Suppe in der Küche geben.

Fanny. Gewiß will ich nicht wieder kommen und mich schlagen lassen. Marie und Fanny gehn ab.

Julie tritt mit ihrer Puppe herein. Wo ist Fanny Wood?

Frau Selwyn Nach Hause gegangen, Miß. Denken Sie, daß sie große Lust haben kann, sich hier von Ihnen schlagen und kratzen zu lassen?

Julie. Warum hat sie meine Puppe fallen lassen.

Frau Selwyn. Sie that es doch wohl nicht mit Vorsatz?

Julie. So konnte sie sich in Acht nehmen.

Frau Selwyn. Ist ihr denn ein Schade geschehen?

Julie. Das nicht: aber sie soll sie durchaus nicht fallen lassen.

Frau Selwyn. Und darüber geräth man in solche Wuth? — kommen Sie, Miß und lesen Sie.

Julie. Nicht eher, als bis ich meine Puppe angezogen habe.

Frau

Frau Selwyn. Nun — so halten Sie Sich nur darzu — Eine Pause. Frau Selwyn nimmt ihre Arbeit vor, aber träge und verdrossen. Julie kleidet indeß an ihre Puppe: stampft aber auf einmal mit dem Fuße, schlägt sie, und schreyt:

Häßliches Ding! willst du stille halten?

Frau Selwyn. Nun nun; wie Sie einen erschrecken! — Was giebts denn wieder?

Julie. Je, die alberne Puppe macht mir den Kopf so warm!

Frau Selwyn. Lustig! ein Stück gemahltes Holz — O, Sie wunderliches Kind! Kommen Sie! lassen Sie Ihre Puppe, und lesen mir was!

Julie. Ich sage Ihnen aber, daß ich nicht will.

Frau Selwyn. Sehr schön! Ein allerliebstes Jüngferchen! — Zumal sehr höflich! Wenn Sie nur wüßten, was die Leute von Ihnen dächten!

Julie. Sie mögen denken was sie wollen, und mich in Ruhe lassen, wenn ich ihnen nicht anstehe.

Frau Selwyn. Und das freundliche Gesicht dazu. Sehen Sie nur, wie Sie Ihre Puppe ansieht?

Julie steht erzürnt auf und wirft die Puppe über die ganze Stube weg. Ich wollte, daß du tausend Meilen von mir weg wärest! — Frau Selwyn lacht. Hören Sie, Frau Selwyn! ich will nicht ausgelacht seyn.

Frau Selwyn. Sie werden mir es doch nicht verbieten wollen? — Den Augenblick stellen Sie Ihr ungestümes Wesen ein oder — ich sperre Sie ein —

Sie ist auf einen Augenblick stille, läuft ein paarmal die Stube auf und ab und dann an die Thüre, wo sie ruft: Marie! — Marie!

Frau Selwyn. Nun, was soll Marie?

Julie. Marie — Marie.

Marie kömmt.

Julie. Endlich! — wie lange währts denn? Soll ich mir den Hals abschreyen?

Marie. Ich kam, so bald ich Sie hörte: was wollen Sie?

Julie. Lange sie mir den Canarienvogel herunter, und gebe sie mir Futter und frisch Wasser.

Marie. Gleich. Sie nimmt den Vogel herunter, und holt das übrige.

Julie. Komm, mein gutes Thierchen! Du bist doch meine einzige Freundin: dafür liebe

liebe ich dich auch mehr als die ganze Welt — Wie es frißt.

Frau Selwyn. Und, wenn es nicht nach Ihrem Gefallen thäte, was Sie wollten, so würden Sie ihm den Hals umdrehen: nicht wahr?

Marie bey Seite. Man sollte glauben; Frau Selwyn fände ein Wohlgefallen, Sie zu reitzen und in Harnisch zu jagen.

Julie hält dem Vogel die Hand mit Futter vor. Wie, kleiner Starrkopf? — Du willst mir nicht aus der Hand fressen?

Frau Selwyn. Habe ichs nicht gesagt? Ich dächte, Sie prügelten ihn ein bischen, oder würfen ihn zu Boden, wie Sie es mit Ihrer Puppe gemacht haben.

Julie. Das will ich, wenn mirs beliebt.

Frau Selwyn. Ich thäte es an Ihrer Stelle.

Marie. Sie machen es nicht gut, liebe Frau Selwyn.

Julie hält ihm die Hand hin. Nun, so komm und friß! — Du willst nicht? — Warte, kleines hartnäckiges Geschöpf! Ich will dich lehren. — Sie holt den Vogel aus dem Gebauer, giebt

giebt ihm in ihrer Heftigkeit einen Druck: sieht ihn an, und erhebt ein gewaltiges Geschrey: O mein Vogel! mein armes Vögelchen! ich habe ihn erdrückt! todt! er ist todt.

Marie. Ich will nicht hoffen, liebe Miß!

Julie. O sehe sie einmal nach, gute Marie, ob er wieder zum Leben zu bringen ist! — O mein armer Vogel! — mein armer Vogel! ist er todt?

Marie. Leider!

Julie. Und ich habe ihn getödtet? ihn, den ich so lieb hatte? O ich Unglückliche! Sie heult und schreyt.

Frau Selwyn. Das kömmt aus Ihrem tollen Ungestüm.

Marie. Schreyen Sie nur nicht so! wenigstens thaten Sie es nicht mit Vorsatz.

Pauline tritt herein. Was fehlt dir, liebes Julchen?

Julie fällt ihr um den Hals. Ach Cousine! Warum verließest du mich? Nie bin ich ungezogener, als wenn du nicht bey mir bist.

Pauline. Ich suchte dich, meine Liebe; und als ich hörte, daß du mit Fanny Wood spiel-

spielest, setzte ich mich und schrieb ein paar Zeilchen an die Mama. — Was ist denn aber vorgegangen?

Frau Selwyn. O! Miß Julie hat wieder ein Probstückchen von ihrem wüthenden Paroxismus gemacht — doch, ich muß mich itzt ankleiden — ich bin es herzlich satt — lassen Sie Sichs nur Marien erzählen. Geht ab.

Marie für sich. Und sie hat itzt beynahe so viel Schuld als jene: das ewige Reitzen und Necken hilft hier nichts.

Pauline. Was hats denn gegeben, Marie?

Marie. Soll ichs sagen, Miß?

Julie. O! dann wird mich meine Cousine hassen.

Pauline. Hassen gewiß nicht: aber vermuthlich Mitleiden mit dir haben.

Marie. Je nun, sie wollte ihren Vogel füttern, nahm ihn heraus und erdrückte ihn.

Pauline. Doch nicht mit Vorsatz?

Julie. Aber doch aus Aergerniß! Weil er mir nicht aus der Hand fressen wollte, haschte ich ihn und drückte ihn so derb ; ; ; ach das arme Thierchen!

Pau,

Pauline. Durch dein offenherziges Geständniß machst du es einigermaßen wieder gut. Du dauerst mich: wie empfindlich muß dir der Verlust seyn, da du daran Schuld bist!

Julie weint, doch nicht mit Bitterkeit. O wie mußt du mich verabscheuen, da du so gut bist!

Marie. Die Wahrheit zu gestehen, Miß Pauline, war Julchen itzt weniger Schuld, als Frau Selwyn, die sie nicht so sehr hätte reitzen sollen.

Julie. Aber konnte mein armer Vogel etwas dafür? Ach! nie wird er mir wieder aus der Hand fressen — er war so kirre — und ich konnte so grausam seyn; ; ;

Pauline. Lasse sie uns allein, Marie! Marie geht ab. Beruhige dich nur, liebe Julie, es ist nun einmal geschehen.

Julie. Und habe ich nicht Ursache, betrübt zu seyn.

Pauline. Allerdings; und du thatest sehr unrecht.

Julie. Ach! du weißt nicht zur Hälfte, wie ungezogen ich gewesen bin. Ich knippe Marien, kratzte die Fanny. — Was macht mich

mich aber so böse? Ich fühle es immer, daß ich Unrecht thue und bin unglücklich. Gleich werde ich wieder erbittert, und mache das Uebel ärger.

Pauline. Ich kann mir das alles leicht vorstellen, und bedaure dich.

Julie. Aber du bist die einzige Person, (ich nehme meinen Vater aus,) die mit mir vernünftig spricht! — Marie zuckt die Achseln und verläßt mich, sobald sie nur kann. Frau Selwyn lacht mich aus und behandelt mich, wie ein kleines Kind. Eben itzt sagte sie zu mir, ich sollte nur sehen, wie mich meine Puppe anblickte. Das brachte mich so auf, daß ich meine Puppe queer über die Stube warf.

Pauline. Es ist wahr, Frau Selwyn geht nicht so mit dir um, wie sie sollte: doch das rechtfertiget dich nicht im mindesten. Du bist nun beynahe zehn Jahr alt. In diesem Alter müssen wir schon anfangen die Kinderschuhe auszuziehen. Du arbeitest aber zu wenig an dir selbst. Du liesest zwar; aber bloß zum Zeitvertreibe, nicht aber mit dem ernsten Vorsatze dich zu bessern. Immer spielst du mit

deiner

deiner Puppe, oder mit Fanny Wood, die zu wenig unterrichtet ist, als eine schickliche Gefährtin für dich zu seyn. So reitzest du andere, dich immer noch als Kind zu behandeln. — Du wirst doch nicht böse, daß ich dir dieß sage?

Julie. O nein, nein; du spottest ja nicht über mich, sprichst so sanft, und ich fühle, daß das alles wahr ist, was du sagst. Sage mir aber, liebe Pauline, was muß ich thun, wenn ich dir ähnlich werden will.

Pauline. Meine liebe Julie, ich wünschte dir ein besser Beyspiel — Wärst du bey uns, so würde dich die Mama bald lehren, alles zu werden, was deine Freunde nur wünschen können. — Doch Julie, mit dem Verstande, den dir der Himmel gegeben, könntest du auch viel für dich selbst thun. Mit den Worten eines guten Dichters will ich dir sagen:

— — Nicht eine Seele
Ist fähiger, dein eigen Herz zu bilden,
Als du, du selbst: wenn mit dem Saft,
Den die Vernunft dir beut, du nur die Gluth
Der Leidenschaft verlöschst, und wenigstens
Damit zu mischen suchst. —

Lies

Lies mehr und denke darüber nach. — Sobald du merkst, daß du heftig wirst, so reiße dich gleich von der Ursache deines Mißvergnügens los, nimm ein unterhaltendes Büchelchen in die Hand, und lies, bis du dich wieder ruhig fühlst. Kämpfe mit deiner heftigen Leidenschaft, und denke nach, was für gefährlichen Folgen du dich aussetzest, wenn du dich ihr überläßest.

Julie. Gefährlichen Folgen!

Pauline. Ganz gewiß, liebe Cousine. Widersetzest du dich itzt nicht, so weiß ich nicht, wie weit dich dein Ungestüm mit der Zeit führen kann. — Meine Mutter erzählte mir letzhin, das sie eben die Geschichte eines Mannes gelesen, der sein Eichhörnchen todt gedrückt, so wie es dir mit deinem Vogel gegangen ist, und als er herangewachsen, er nach mancherley Verbrechen, wozu ihn der Zorn verleitet, in unaufhörlichem Zanke mit seiner Frau und Hausgenossen gelebt. Endlich, da er einmal eines seiner Kinder auf dem Arme gehabt, und dieß während daß er sprach, zu schreyen angefangen, er in solche Wuth gerathen, daß er es erdrosselt.

Julie. Abscheulich! aber, Pauline, könntest du es wohl für möglich halten, daß ich mich so weit vergessen könnte?

Pauline. Ich kann dir freylich nicht sagen, wie weit eine ungestüme Leidenschaft gehen kann! — Indessen hättest du doch gewiß den Gedanken, deinen Vogel in der Aergerniß zu erdrücken verabscheut — und wird uns nicht in der Bibel erzählt, daß, als der Prophet dem Hazael* das Unglück vorhersagte, das er über sein Land bringen und die Grausamkeiten, deren er sich schuldig machen würde, er auch sagte: „Ist denn dein Knecht ein Hund, daß er dergleichen thun sollte?“ — Und doch geschah es, als er sich seinen Leidenschaften überließ.

Julie. O Pauline! wie erschreckst du mich! — Gewiß, ich will mich bemühen gut zu seyn, nicht mehr die Fanny schlagen, noch die Marie kneipen.

Pauline. Nun, halte nur Wort, so werden wir dich auch alle lieben. — Doch es ist Zeit, daß wir uns ankleiden! dein Vater wird bald hier seyn, und ich höre Karln schon aus der Schule kommen.

*) 8tes Kap. des 2ten Buchs der Könige.

Ende des ersten Theils.

Zwey-

Zweyter Theil.

Julie

kömmt aus dem Garten, schiebt sich einen Stuhl hin, setzt sich, und stützt ihren Kopf auf ihre Hand.

Thut mir doch mein Kopf so weh! das geht mir immer so, wenn ich so viel weine. — Wie wahr ists, was Pauline eben sagte, daß ich mich durch meinen Ungestüm selbst unglücklich machte! — Warum wird mir das nun nicht öfter gesagt! — Sie nimmt ein Bildniß, das an einem Kettchen hängt, aus ihrem Busen und küßt es. — O! meine liebe Mutter! du starbst mir zu früh, als daß du deiner so zärtlich geliebten Tochter zum Beyspiele der Nachahmung hättest dienen können! — Ich unglückliches Mädchen! Warum vergesse ich aber immer die Schilderung, die mir mein Vater von meiner Mutter machte, als er mir dieß Gemälde gab. — „Werde ihr ähnlich, meine Julie," sagte er: sie war gegen jedermann liebreich und

sanft, und jedes liebte sie! Ihr Wunsch im Tode war, daß du tugendhaft seyn möchtest! — Erfülle ihn mein Kind, und sey deiner Mutter werth!" — Ja, das waren seine eignen Worte! Ach wie wenig habe ich ihn erfüllt! — Ich, die dem Mädchen, deren Fürsorge meine Kindheit anvertraut ist, so übel begegne! — ein armes Kind bey jeder Gelegenheit mißhandle! — ich, die von jedermann gehaßt wird — die ich fühle, daß ich unrecht thue — und bey der ersten Versuchung dasselbe gleichwohl wiederhole! Verdiene ich wohl Mitleid?

Marie tritt herein. Miß; der Papa hat mir gesagt, er hätte nur noch einen kleinen Gang zu thun, würde aber in einer halben Stunde aufs längste wieder hier seyn.

Julie. Sehr gut.

Marie. Was fehlt Ihnen? — Mir däucht, Sie haben geweint?

Julie. Ich habe Ursache dazu gehabt.

Marie. Das wüßte ich kaum. Ich kenne kein junges Frauenzimmer, das glücklicher, als Sie seyn könnte. Sie haben den besten Vater.

Julie. Das ist wahr.

Marie.

Marie. Bewohnen ein schönes Haus, wo Sie, möchte ich sagen, Herr sind, und haben alles, was Ihr Herz nur wünschen kann. — Denken Sie nur an die armen Kinder im Dorfe — an die kleine Fanny, deren Mutter so krank ist, und die sich so kümmerlich behelfen muß!

Julie. Und ach! diese arme Fanny habe ich so übel behandelt? — Geh sie einmal, gute Marie, und gebe sie ihr den Gulden: ich will den Papa bitten, daß er ihr unsern Arzt schickt.

Marie. O Miß! wie Schade, daß Sie nicht immer so gut sind! wie lieb würden wir Sie nicht alle haben!

Julie. Ich hoffe, daß ich es künftig seyn werde.

Marie. Gebe es Gott!

Pauline tritt herein. Was hast du itzt vor, meine liebe Julie?

Julie. Ich will zur Frau Selwyn gehn und etwas mit ihr lesen — dann mit meinem Bruder Karl spielen.

Pauline. Sehr gut: so kann ich vollends meinen Brief an meine Mutter schreiben.

Julie. Das thue — bey meiner Aufseherin werde ich mich nicht lange aufhalten — sage mir Marie, wenn mein Vater nach Hause kömmt.

Marie. Gut, Miß Julie geht ab. Miß Julie scheint heute sehr mißmuthig zu seyn.

Pauline. Sie hat ein feines Gefühl von Recht und Unrecht, und empfindet wohl, daß sie unrecht gehandelt hat — wie kann sie sehr zufrieden seyn!

Marie. Ich kann mir nicht helfen, ich bin ihr doch gut, wenn sie mich bisweilen gleich sehr mißhandelt. Sie war sonst so ein sanftes Kind, ehe sie so heftig ward, und noch itzt hat sie ihre guten Stunden. Wie würde sich meine gute selige Frau nicht betrüben, wenn sie sie so unbändig sähe.

Pauline. Wenn sie nur ihre vorige Gouvernante, Madame Becher hätte behalten können, so würde sie gewiß weit besser seyn. Es fehlt ihr nicht am Verstande, sondern bloß an Erziehung.

Marie. Sie haben Recht, Miß. Vergeben Sie mir meine Freyheit: ich bin aber lange genug in dem Hause, daß ich Sie alle kenne,

kenne, und gern sagen möchte, was ich darüber denke.

Pauline. Sie kann ohne Zurückhaltung mit mir sprechen. Ich kenne ihre Liebe für ihre selige Frau und alles was ihr angehörte.

Marie. Ach Miß! ich wünschte, meine junge Herrschaft wär immer bey Ihnen. Sie haben einen so sanften Charakter, und Ihre vortreffliche Mutter ; ; ;

Pauline. Ich bin stolz auf sie, und wünsche ihr einstens ähnlich zu werden.

Marie. Das werden Sie gewiß, und sind es schon itzt, nach allem was ich von Ihnen durchgängig höre. Doch ich weiß, Sie wollen nicht gelobt seyn. Was ich aber sagen wollte, ist dieß ; ; ; Es hört uns doch niemand? Sie läuft an die Thüre. In der That, Miß Pauline, Frau Selwyn ist keine gute Erzieherin.

Pauline. Ich bin ihrer Meynung.

Marie. Sie ist zu träge und unthätig, und reizt sie beständig zum Unwillen. Sie hätten sie nur diesen Morgen hören sollen. —

Pauline. Ich sehe es mit Schmerzen. Sie hat keine Gewalt über meine Cousine,

weil sie sich immer mit ihr auf einen gleichen Fuß setzt, und sie durch Neckereyen und Spöttereyen aufbringt, statt ernsthaft mit ihr über ihre Fehler zu reden. Eine heftige Gemüthsart läßt sich durch Erbitterungen nicht bessern. — So gefällt es mir durchaus nicht, daß sie immer mit Karln spielt. Knaben und Mädchen haben immer ein verschieden Spiel, und so sehe ich auch, daß er und Julie sich beständig mit einander zanken, und ich fürchte, ihre guten Entschließungen werden in dem Augenblicke wieder über den Haufen geworfen. Ich bin aber in Willens, heute Abends darüber mit meinem Oheim zu sprechen, und ihm meine unmaßgebliche Meynung zu sagen.

Marie. Das wird nicht undienlich seyn.

Pauline. Vielleicht thue ich ihm den Vorschlag, daß er sie mit mir nach Hause reisen läßt. Ich weiß, die Mama wünscht es.

Marie. Und ich wünsche es auch von ganzem Herzen.

Pauline. Ich will nur gehen und meinen Brief vollends schreiben.

Indem sie gehen will, kömmt Julie mit großem Geschreye zur Thüre herein gesprungen.

Julie.

Julie. Pauline! — Marie! — Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Marie. Was ists denn? Was giebts denn?

Julie. Mein Bruder! — Helft helft ihm! — nur zu ihm!

Marie rennt fort. Julie sinkt an einem Stuhle nieder auf den sie ihren Kopf legt: Pauline tritt zu ihr.

Pauline. So sage nur, liebes Julchen, was ist denn vorgefallen? . . . Himmel! sie ist in Ohnmacht! — Was thue ich? Laufe ich zu Karln? Nein, ich kann sie nicht verlassen.

Sie zieht ein Riechfläschchen heraus, Julie erholt sich, erhebt sich auf ihrem Knie und schlägt die Arme um Paulinen.

Julie. O Pauline! — Schicke nur nach Hülfe. — Laufe nach meinem Vater . . . Mein Vater! — Gott was wird er sagen — er wird mich hassen — mich von seinem Angesichte auf ewig verstoßen. — O bitte für mich, Pauline! — Ich unglückliches Mädchen! — Was will aus mir werden!

Pauline. Was hast du aber gethan? rede nur!

Julie. Ich weiß nicht . . . ach! vielleicht meinen Bruder getödtet!

Pauline fährt zurück und schaudert. Unglückliches Mädchen!

Julie. O! mit Recht schauderst du — siehst mich mit Abscheu an! — Da du mich gleich vorher erst gewarnt, wie kann ich es wagen, dir unter die Augen zu gehen — leben, und dir sagen, daß diese Hände vielleicht meinen Bruder ermordet. Sie sinkt in Ohnmacht.

Pauline. Entsetzlich! Sie bückt sich über sie. Unglückliches Opfer einer ungestümen Leidenschaft! — Erwache! fürchte nicht meine Vorwürfe!

Marie tritt herein. Ach Miß! was fangen wir an? — Ich habe gleich einen Bedienten nach dem Wundarzte geschickt, und der andre ist bey ihm!

Pauline. Wie und wo ist er denn verwundet.

Marie. Ganz nahe, hier am Auge — mit dem Federmesser — vor Blut kann man es nicht recht sehen.

Pau-

Pauline. Mit dem Federmesser!

Marie. Sie spielten, zankten sich, und Julie warf ihm das Messer an den Kopf!

Pauline. Abscheulich! — Julie! . . . Doch sie mag liegen — sie würde nur zu ihrer Angst erwachen — schiebe sie ihr nur ein Canapekissen unter den Kopf — und komme sie. Sie legen sie mit dem Kopf auf ein Küssen und gehn ab.

Julie allein, ermuntert sich nach und nach. Pauline! — wo bin ich! — Du willst mich nicht hören? — Was habe ich gethan! — A — h! mein Bruder! — Sie steht auf. Sie sind fort — Sie verlassen mich! — Sie verabscheuen mich! — Ach ich verdiene es — bin keines Mitleids werth — Aber die Beängstigungen die ich dulde! — können die mein Verbrechen wieder gut machen? — Niemals! niemals! — Schrecklich! — Also soll ich die Qual, die ich itzt fühle, lebenslang ertragen — lebenslang! — Sie kniet nieder. O barmherziger Gott! erbarme dich doch, du bist ja gerecht! — Kannst du mir vergeben, daß ich meinen Bruder ermordet habe? — Wie unglücklich bin ich!

Marie

Marie kömmt. Sind Sie wieder besser, Miß Julie?

Julie. Ja, Marie. — Ach, hast du ihn gesehen?

Marie. Ihren Bruder? — Ja, Miß.

Julie. Ach! du weinst!

Marie. Ja wohl; ich bin zum Tode erschrocken!

Julie. Und ich bin die unglückliche Ursache? — Ich fürchte mich zu fragen — zu hören.

Marie. Der Wundarzt ist itzt bey ihm: ich konnte es nicht länger aushalten und ihn so leiden sehn.

Julie. Leiden!

Marie. Der Wundarzt untersucht itzt die Wunde, und will sehen, ob sie ; ; ;

Julie. Tödtlich ist? — O! wie kann ich das schreckliche Wort aussprechen? — Nur die Verzweiflung giebt mir den Muth.

Marie. O mein armer Herr, was wird der sagen!

Julie.

Julie. Bringe sie mich nicht vollends in Verzweiflung! — Habe sie einen Augenblick Mitleid mit mir. — Gehe sie, gehe sie, Marie, ich bitte sie! — Gehe sie und sehe sie, ob einige Hoffnung da ist. Marie geht ab. Alles, alles ist für mich verloren! — Mein Vater wird mich auf ewig verstoßen — Alles werde ich verlassen müssen, was mich liebt! — Meine Freunde, meine Verwandten werden erröthen, wenn man mich nennt — Nie werde ich diesen mir so geliebten Ort wieder sehen — die Jahre meiner Unschuld und Freude zurückrufen dürfen! — Wo ich mich hinwende, wird man mit Fingern auf mich zeigen — mich hassen — Selbst das Bildniß meiner Mutter, das mir sonst so viel Trost in meinen Leiden gewährte, werde ich mich nicht anzusehen getrauen, aus Furcht, daß es mir Vorwürfe machen möchte — Und alles dieß Elend danke ich mir selbst — meiner ungestümen Leidenschaft — O Gott! rette mich nur dießmal — nur dießmal — nie will ich wieder . . .

Pauline kömmt gelaufen. Julie! — liebste Cousine! — Sey getrost und fasse dich!

Julie.

Julie. Ach! was — was! — darf ich hoffen?

Pauline. So Gott will — der Wundarzt sagt, daß keine Gefahr ist.

Julie wirft sich ihr in die Arme. O! meine beste Pauline! — —

Pauline umarmt sie mit Thränen. Ich lief den Augenblick, da ich es hörte.

Julie. Wie verdiene ich deine Güte.

Pauline. Ach Julie! Wäre das Messer noch einen Zoll weiter nach der Schläfe gegangen, so wäre Karl des Todes gewesen, oder einen Messerrücken breit herwärts, so hätte er das Auge verloren.

Julie. O barmherziger Gott! Von welchem Unglücke hat mich deine Fürsehung gerettet — Ich kann nicht ohne Schaudern an mich selbst denken! Habe ich diese deine Gnade wohl verdient? — Nein, so wenig ich diese grausame Absicht hatte, so war doch meine Handlung strafbar. — Ich wollte meinen Bruder keinen Schaden zufügen, aber that doch etwas, das es thun konnte! — Entsetzliche

liche Leidenschaft! — O ich hoffe, ich bin nun auf ewig davon geheilet!

Pauline. Auch ich hoffe es. — Dieser Tag ist sehr lehrreich für dich. — Du siehst, wie Ein übler Schritt zum andern führt. — Schrecklich würden die Folgen für dich gewesen seyn, wenn sie nicht Gott abgewandt! vergiß nie, daß er dich dadurch vor der Gefahr warnen wollte.

Julie. Nie, nie, in meinem Leben! — Aber Pauline, wo ist mein Vater?

Pauline. Ich höre ihn im Vorsaale.

Julie. O! ich wage es nicht, ihm unter die Augen zu treten.

Pauline. Ich will zu ihm gehen, und hoffe mit seiner Vergebung zurück zu kehren.

Julie. Meine beste, liebste Freundin! — Meine Handlungen mögen dir meine Dankbarkeit ausdrücken. Von nun an sollst du meine einzige Rathgeberin und Führerin seyn.

Pauline geht ab.

Frau

Frau Selwyn und Marie kommen.

Marie. Seyn Sie ruhig, Miß Julie! alles geht gut.

Julie. Gott sey's gedankt.

Frau Selwyn. Nun das Glück ist Ihnen sehr günstig, Miß, das kann ich Ihnen sagen.

Julie. Das Glück, Frau Selwyn! Ich sehe es als eine Schickung der Fürsehung an, die, wo nicht mich retten, doch meinem Vater das Herzeleid ersparen wollen.

Frau Selwyn. Nun das ist gut gesprochen, Miß! Wo haben Sie denn das auf einmal gelernt?

Julie. Das Unglück bessert das Herz, und starke Gefühle machen beredt — ich hoffe, daß ich mich bessern und künftig klüger werden will.

Frau Selwyn. Sie setzen mich wirklich in Erstaunen! Solche weise Anmerkungen, da Sie noch heute Morgen mit Ihrer Puppe spielten. —

Julie.

Julie. Ich bin nicht einfältig, ob ich gleich einfältig und kindisch gehandelt habe.

Marie. Nein nein, der muß selbst nicht klug seyn, wer Sie dafür hält. Ich habe Sie oft mit meinem Herrn so vernünftig sprechen hören, als jemanden in der Welt.

Frau Selwyn. Mir hat Miß Julie selten die Ehre angethan, recht vernünftig mit mir zu sprechen.

Marie. Ja, weil Sie sie immer, wie ein Kind behandelt haben.

Frau Selwyn. Sie nimmt sich viel Freyheiten, Marie.

Marie. Vergeben Sie, Frau Selwyn! Sie werden Sich erinnern, daß ich es Ihnen oft gesagt habe; Sie kennen meine junge Fräulein nicht so gut als ich.

Frau Selwyn. Je mehr Verstand sie hat, desto mehr hätte sie sich schämen sollen, ihn nicht besser zu gebrauchen.

Julie. Ganz sicher! — Mein Gewissen sagt mir, daß ich keine Entschuldigung für meine Thorheit habe. — Aber meine heftige Leidenschaft übereilte mich und verdunkelte das

Gute, das ich an mir haben mochte. Dieser grausame Zufall, soll sie, hoffe ich, auf einmal aus meinem Herzen getilgt haben.

Pauline und die Vorigen.

Pauline. Komm, meine liebe Julie; Karl ist bey deinem Vater. Er weiß alles, er vergiebt dir und will dich sehen.

Julie. Dir verdanke ich alles, vortreffliche Cousine!

Pauline heimlich zu ihr. Ich habe dir noch mehr gute Nachrichten zu hinterbringen, sobald wir erst allein sind.

Frau Selwyn die das Letzte gehört. O wenn ich überlästig bin, so kann ich mich entfernen. Geht mit einiger Empfindlichkeit ab.

Marie. Soll ich auch . . .

Pauline. Nein, bleibe sie, wir haben sie beyde lieb, und sie freuet sich gewiß mit uns.

Marie. Unfehlbar, sobald es etwas Gutes für Sie betrifft!

Pauline. So wisse also, daß du mit mir zurück reisest, und so lange bey mir bleibst, als dirs beliebt.

Julie. Herrlich! unvergleichlich! —

Pauline. Dein Vater schickt Frau Selwyn fort.

Julie. Das thut mir leid! — Sie ist arm, nicht böse, und würde mich doch manches Gute gelehret haben, wenn ich folgsamer gewesen wäre.

Pauline. Recht brav, gute Cousine! diese Dankbarkeit macht dir Ehre. — Dein Vater will ihr einen kleinen Gehalt aussetzen, wovon sie ohne Sorgen leben kann: und das wird ihr lieber seyn, als wieder neue Dienste zu suchen; denn zu einer Gouvernante ist sie zu träge und zu wenig aufmerksam.

Julie. O liebste Freundin, wie kann ich dir genung danken!

Pauline. Ich bin mehr als zu belohnt, wenn du glücklich bist.

Julie. Ich sehe, wenn ich dieß seyn will, daß ich gut seyn muß; und das ist dein Werk! — O wie müssen dich deine Freunde,

deine Mutter, der Himmel selbst lieben — der wird dir es auch vergelten!

Pauline. Komm, dein Vater erwartet uns.

Marie. Ich begleite Sie doch mit Miß Paulinen?

Julie. O das versteht sich. Wenn ich ihr immer gefolgt hätte, wie manchen Verdruß hätte ich mir ersparen können!

Der Vorhang fällt.

Die
kleine Zeitvertändlerin.

Ein Drama
in
drey Theilen.

Die Geschichte des Melanchthon enthält eine auffallende Lehre über den Werth der Zeit. Diese wußte er so zu schätzen, daß, wenn er eine Anweisung gab, er selbige nicht nach der Stunde, sondern nach der Minute bestimmte, damit der Tag nicht im Müßiggange und in vergebener Erwartung verbracht würde.

Johnson.

Personen.

Madame Mildmay.

Sophie, }
Friedrike, } ihre Töchter.
Mariane, }

Madame Cecil, Gouvernante der Miß Mildmay.

Rachel Sanders, eine arme Frau.

Sally, Dienstmädchen.

Schauplatz ein Zimmer mit einem Bücherbrete, Nähtahmen, einem Flügel, einer Erdkugel u. s. w.

Erster Theil.

Madame Cecil, Sophie, Friedrike die an einem Tische bey verschiednen weiblichen Arbeiten sitzen.

Sophie.

Ich fühle mich diesen Morgen so munter, daß ich mit allen meinen Arbeiten fertig zu werden hoffe, ehe wir noch unsern Spaziergang antreten.

Friedrike. Und die Sonne scheint so heiter, daß wir einen recht angenehmen Morgen genießen werden.

Madame Cecil. Das werdet Ihr; haltet Euch nur dazu und macht Eure Sachen hübsch ordentlich. — Sophien brauche ich das zwar kaum zu sagen: denn sie giebt uns allen das Beyspiel.

Sophie. Sie denken nur zu gut von mir, meine liebste Gouvernante!

Fridrike. Nein nein, Du verdienst es, Sophie, und wir geben es alle zu.

Madame Cecil. Und Sie, Rikchen, verdienen Ihrer Aufrichtigkeit und Schwesterliebe wegen, nicht minder Lob. — Doch wir verplaudern die Zeit. — Wo steckt Mariane? Eine kleine geschäftige Müßiggängerin! — Nie werde ich es dahin bringen: sie von dem Werthe der Augenblicke zu überzeugen, die sie so muthwillig vertändelt! — Es muß ein eigner Zufall kommen, wenn sie von der Nothwendigkeit soll überzeugt werden, ihre Pflichten getreu und pünktlich zu erfüllen. Es ist schon neun Uhr, und immer ist sie noch nicht hier. — Miß Friedrike, klingeln Sie ihr doch.

Sie klingelt.

Sally tritt herein.

Madame Cecil. Sage Sie doch Miß Marianen, es wäre neun Uhr vorbey, und ich erwartete sie.

Sally. Gleich, Madame. Geht ab.

Friedrike. Die Sally ist ein gutes Mädchen — scheint es Ihnen nicht auch so, Madame?

Madame

Madame Cecil. O ja. Sie ist schon bey Ihrer Mama sechs Jahr in Diensten, und hat sich allezeit sehr gut betragen. Sie war sehr jung, als sie her kam, und hatte schon vorher keine ganz gemeine Erziehung: deswegen ist Ihnen auch erlaubt, sich bisweilen mit ihr zu unterhalten: mit dem übrigen Gesinde verbitte ich es aber gar sehr.

Sophie. Sie haben sehr recht. In der That sehe ich auch kaum, wie man es wünschen kann. Ihre Sprache und Ausdrücke sind nicht von der feinsten Art, und bey Leuten, die eben so wenig Erziehung, als Grundsätze haben, ist weder Vortheil noch Vergnügen einzuärndten.

Madame Cecil. Eine Anhänglichkeit an ihnen verräth immer einen schlechten Geschmack.

Mariane, die herein gesprungen kömmt, und die Vorigen.

Mariane. Liebste Madame, ists denn schon neun Uhr?

Madame Cecil. Ein volles Viertel drüber! Was haben Sie denn gemacht?

Mariane. Ich fragte nach dem Frühstücke — welch Zeit es wäre, und sie sagten, es sey erst drey Viertel auf Neune: da wollte ich meine Commode in Ordnung bringen: es kam mir aber bald dieß, bald jenes drein, so daß ich nicht fertig werden konnte.

Madame Cecil. Ich vermuthe es beynahe — Eine Viertelstunde möchte dazu wohl nicht zureichen: und selbst diese Viertelstunde ist wahrscheinlicher Weise vertändelt worden. Wenn Sie nur überlegen wollten, ob es möglich ist zu thun, was Sie sich in der Zeit, die Sie dazu aussetzten, vornehmen; so würden Sie nicht so oft hinter Ihrer Zeit zurücke bleiben. — Nun wie weit sind Sie denn mit Ihren Kleidern gekommen?

Mariane. Ja Madame; eben da ich sie zusammen legen wollte, rufte mich Sally, und da warf ich sie zusammen in den Schubkasten, so gut ich konnte.

Friedrike lacht. Du warfst sie zusammen in Schubkasten! Da werden sie, wie gewöhnlich in einer vortrefflichen Ordnung seyn.

Mariane. Das geht dich nichts an.

Madame

Madame Cecil. Kommen Sie, kommen Sie; lassen Sie das Geschwätz und setzen sich an Ihre Arbeit — das aber sage ich Ihnen, bringen Sie Ihre Commode erst in Ordnung, sonst dürfen Sie keinen Schritt aus dem Hause thun?

Mariane. O ich habe dazu noch Zeit überley.

Madame Cecil. Schön! — das ist immer Ihre Weise! — Stets haben Sie im Kopfe eine Menge Zeit überley, in der That aber keine, mithin wird nie etwas fertig.

Mariane. Es ist ja kein zu großer Fehler, wenn auch nicht alles so pünktlich geht!

Sophie. Pfuy, Mariane.

Madam Cecil. Kein großer Fehler? — Ich halte es für einen sehr großen — wenigstens führt es zu unangenehmen — oft sehr schlimmen Folgen. Fürs erste, verschleudern Sie einen großen Theil der Zeit. Zum Beyspiel, Ihre Schwestern sind schon über eine Viertelstunde an der Arbeit; mithin werden sie eher fertig und behalten also auch Zeit für andere Geschäfte. — Es ist die Frage, ob

Sie

Sie fertig sind, wenn Ihre Mama ausgehen will? Sie haben noch Ihre angewiesene Arbeit vor sich, sollen Französisch mit mir lesen, und ihre Commode in Ordnung bringen.

Mariane. Je nun, wenn ja jemand dabey verliert, so bin ich es allein.

Madame Cecil. Der Ton, in dem Sie das sagen, ist eben nicht der feinste: doch es mag seyn; ich wünschte Sie mehr aus vernünftigen Gründen zu überzeugen. — Gesetzt also, wann Sie älter sind, Sie bestellten sich mit einer Freundin an einen gewissen Ort, und zu einer gewissen Stunde, vergäßen es, oder kämen zu spät: sie wäre also in ihrer Erwartung hintergangen, und ihre Bemühung wäre vergebens: wer verliert dabey? Nicht wahr, Ihre Freundin?

Mariane. Der Verlust würde so groß nicht seyn.

Madame Cecil. Es hält schwer Sie zu überzeugen. Wie, aber, wenn Sie darüber ein wichtiges Geschäfte verabsäumten, das keinen Aufenthalt litte?

Mariane. So würde ich es wissen, um mich sicher einzustellen.

Madame

Madame Cecil. Gut; wenn Sie auf einmal eine eingewurzelte Gewohnheit, so leicht ablegen können, so haben Sie mehr Gewalt über sich, als ich Ihnen zutraue. Es wird sich aber zeigen, ob Sie nicht die so viel vertändelten Augenblicke zeitig genug bereuen werden. — Nun, werden Sie Ihre Arbeit nicht bald vornehmen?

Mariane nimmt verschiedene Arbeiten aus ihrem Arbeitsbeutel.

Madame Cecil. Warum so vielerley? Können Sie es auf einmal machen?

Mariane. Welche Arbeit soll ich denn vornehmen?

Madame Cecil. Die, die Sie gestern angefangen, und heute zu vollenden versprochen haben: und diese muß diesen Morgen fertig seyn.

Mariane. Das ist aber so viel!

Madame Cecil. Lange nicht so viel, als ich Ihren Schwestern aufgegeben habe.

Mariane. Sie sind aber auch älter.

Madame Cecil. Ja und auch weit fleißiger. Es ist kaum der Mühe werth: also

also — keine weitere Einwendung, sondern angefangen!

Mariane setzt sich neben Sophien. Nach einer kurzen Pause, gähnt sie: lehnt sich auf Sophiens Stuhl, und lispelt ihr ins Ohr. Sophie giebt ihr keine Antwort.

Mariane heimlich. Thue es immer, Sophie! — Du glaubst nicht, was du mir für einen Gefallen thun wirst.

Sophie. Laß mich, Mariane.

Mariane. Husch! nicht so laut.

Sophie. Ich kann das Flistern nicht leiden.

Madame Cecil. Was haben Sie vor, Miß? Ich bitte, geben Sie auf Ihre Arbeit Achtung. Nicht genug, daß Sie selbst nichts machen — Sie stören auch andere.

Eine kurze Pause, während welcher sie arbeiten. Indem Madame Cecil aufsteht, etwas zu holen: wickelt Mariane, das Tuch an dem sie säumt, um das Zwirnpapier, in Gestalt einer Puppe, und zupft Friedriken.

Mariane. Sieh doch, sieh! — das niedliche Püppchen!

Friedrike guckt darnach: will das Lachen verbeißen, kann aber nicht. Madame Cecil sieht nach ihnen. Mariane greift geschwind nach ihrer Arbeit.

Madame

Madame Cecil. Was giebts?

Friedrike. Pfuy doch, Mariane! Du machst einen zu lachen.

Mariane lachend. Ich — ich hatte da das Papier mit dem Zwirne ::: :

Madame Cecil. Gewiß damit zu spielen? — Drohend. Mariane!

Eine andere Pause. Mariane flistert Sophien wieder ins Ohr.

Sophie. O! so sey doch ruhig, Mariane! Das ist ja ein ewiges Gekindere!

Madame Cecil. Was will sie denn, Sophie?

Sophie. Je, sie fragt mich nach Etwas, das ich ihr schon zehnmal zu beantworten verweigert habe.

Madame Cecil. Aeußerst ungezogen! Ich werde Sie bald von Ihren Schwestern wegsetzen, wenn Sie so unruhig sind.

Mariane. Aber, warum ist sie so eigensinnig? Es ist gewiß kein Geheimniß, was ich sie fragte: und sie antwortet blos nicht, um mich zu necken.

Madame

Madame Cecil. Das kann wohl seyn! — Desto eher sollten Sie schweigen.

Mariane. Aber ist das nicht bösartig?

Madame Cecil. Stille, sag ich!

Friedrike. Was will sie denn wissen, Sophie?

Mariane. Ich fragte ...

Madame Cecil. Und Sie sollen es durchaus nicht wissen. — Sie haben doch alle die Fehler einer wahren Müßiggängerin, neugierig, unverschämt und geschwätzig. Wenn Sie nur wüßten, wie unangenehm Sie sich dadurch machen!

Friedrike. Hier kömmt die Mama.

Madame Mildmay und die Vorigen.

Die Mädchen stehen auf und umarmen ihre Mutter.

Madame Mildmay. Bleiben Sie sitzen, Madame Cecil — Nun, wie gehts, meine Kinder?

Alle. Sehr gut, Mama! — Und Sie — befinden sich wohl?

Madame

Madame Mildmay. Ja, ob ich gleich heute später als gewöhnlich aufgestanden bin.

Madame Cecil. Sie giengen spät zu Bette, Madame.

Madame Mildmay. Freylich wohl; das Vergnügen meinen Sohn zu sehen, hielt mich länger, als gewöhnlich ab. — Wie betragen sich Ihre Zöglinge, Madame?

Madame Cecil. Außerordentlich gut, ausgenommen eine gewisse kleine ...

Madame Mildmay. Mariane, vermuthlich? — ich sehe es an ihrem Gesichte — auch ich habe noch etwas mit ihr abzuthun.

Mariane. Mit mir, liebe Mama?

Madame Mildmay. Ja ja; aber setzt euch nur wieder an eure Arbeit.

Mariane. Ich kann doch nicht sitzen, so lange Sie, Mama, stehen und mit mir reden.

Madame Cecil. Nein, meine Liebe, diese Versäumniß wird auch nicht bey der Berechnung der Arbeit in Anschlag kommen, die Sie die Zeit über hätten machen können,

Madame Mildmay. Die sie hätte machen können? dieß klingt ein wenig zweydeutig, Mariane.

Madame Cecil. Es könnte wohl seyn, Madame.

Madame Mildmay setzt sich. Mariane steht vor ihr. Deine Farbe verräth dich: doch ich will die Sache deiner Aufseherin überlassen und glauben, daß du wieder einen Fehler von Gedankenlosigkeit begangen. Ich habe aber noch eine andere Erinnerung nachzuholen, die ich wegen des gestrigen Besuchs nicht anbringen konnte. Du betrugst dich gestern in der Kirche sehr unartig. Zuerst, als wir aufstunden, giengen deine Augen in der ganzen Kirche umher. Als wir uns gesetzt hatten, flistertest du Friedriken ins Ohr, stießest sie mit dem Ellbogen, und suchtest sie zum Lachen zu bewegen! — Nun überlege einmal, wie unanständig es ist! — Weißt du wohl, warum du in die Kirche gehst? sprich!

Mariane. Mich zu unterrichten, und zu beten.

Madame Mildmay. Schickt sich wohl ein solch Betragen darzu?

Mariane.

Mariane. Es war aber nicht unter dem Gebete, liebe Mama!

Madame Mildmay. Aber doch während des Gesangs. Ist aber dieser nicht eben sowohl an unsern Schöpfer gerichtet, und die Absicht, unsere Stimme zu seinem Lobe zu erheben? Und als wir saßen; wurden da nicht ausgewählte Stellen aus der Schrift vorgelesen, die zu unserm Unterrichte, zu unserer Erbauung und Erweckung unserer Andacht dienen sollen? — Selbst ehe der Gottesdienst angeht, oder wann er schon geendiget ist, würde es doch höchst unschicklich seyn, zu plaudern oder zu lachen. Unser Geist soll sich hier mit ernsthaften Dingen beschäftigen und dazu vorbereiten: setzt aber ein solches Betragen nicht einen unbeschreiblichen Leichtsinn, eine unverzeihliche Gedankenlosigkeit voraus, die an einen, der Andacht gewidmeten Ort sich nicht schicken? — Unser Heyland äußerte sein Mißfallen über alles, was die Ruhe und den Anstand eines heiligen Orts stören konnte, als er die Krämer aus dem Tempel zu Jerusalem trieb. „Es steht geschrieben," sagte er, „daß mein Haus ein Bethaus seyn soll, Ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht" — Ich weiß sicher, wann du vor einem Könige stündest,

daß du nicht so ungezogen seyn würdest, zu kickern und deinem Nachbar ins Ohr zu pis-pern, oder es einem andern zu erlauben. Nun denke einmal, was du dem höchsten Wesen für Ehrfurcht schuldig bist!

Mariane. Sie haben Recht, liebe Mama, vergeben Sie meiner Unbesonnenheit: nie soll es wieder geschehen!

Friedrike. Auch ich will mir es merken, und mich gewiß davor hüten.

Madame Mildmay. Schon gut, meine Kinder, wenn ihr eure Fehler nur erkennt, und euch bessert. — Nun kannst du wieder an deine Arbeit gehen, Mariane. — Um Ein Uhr haltet euch zu einer Spazierfahrt bereit; wer nicht fertig ist, bleibt zu Hause — Dich, Sophie, wird dein Bruder in seinem Phaeton mit nehmen: es versteht sich, daß ihr euch gut aufführt und Madame Cecil keine Bedenklichkeit findet.

Madame Cecil. Ich denke nicht, Madame. Das Vergnügen, dem die jungen Frauenzimmer entgegen sehn, wird sie noch mehr aufmuntern.

Madame Mildmay im Abgehn. Ich erwarte es, lebt zusammen wohl, und seyd fleißig!

Die Vorigen.

Mariane. Nun, meine liebe Gouvernante, wie viel erlassen Sie mir von meiner Arbeit?

Friedrike. Lustig! das ist doch Mariänens erste Sorge.

Mariane. Es würde auch die deinige seyn, wenn du so viel als ich zu thun hättest.

Friedrike. Ich dächte, ich hätte so viel zu thun gehabt, als du.

Mariane. Die Mama hat aber nicht mit dir gesprochen.

Friedrike. Ja freylich, weil ich mich gestern nicht so übel aufgeführt habe, als du.

Sophie. Ey Rikchen; wenn eine Mutter verziehen hat, so müssen Geschwister einander über das Vergangene keine Vorwürfe machen.

Mariane. Ich danke dir, liebes Fikchen. Du nimmst sonst selten meine Parthie:

Friedrikchen aber verdiente dießmal einen solchen Verweis.

Friedrike. So glaubst du doch, daß ich nicht oft dergleichen verdiene?

Madame Cecil. Dem sey, wie ihm wolle: itzt wenigstens. Streitsucht, Friedrike, ist Ihr Hauptfehler. Sie haben durchaus Unrecht. Ihre Schwester bemerkte sehr richtig, daß Sie so wenig Recht hatten, als es unfreundlich war, eine Sache wieder aufzuwärmen, die abgethan war: und Ihre so spitzigen und wiederholten Antworten, verrathen, daß Sie Lust zu zanken haben; dieß macht Ihnen aber wenig Ehre.

Friedrike nach einer kurzen Pause. Sie haben Recht, liebe Gouvernante! Es war nicht artig von mir, vergiebst du mir, Marianchen?

Mariane. Von Herzen gern! — Wie könnte ich böse seyn?

Sophie. Das ist hübsch, von beyden Theilen.

Madame Cecil. Ihr aufrichtiges Geständniß macht alles wieder gut, Friedrikchen.

Mariane. Nichts greift mir mehr ans Herz, als wenn Eines sagt, es habe Unrecht

recht gethan und um Verzeihung bittet. Gleich steigen mir Thränen in die Augen, und ich wüßte nicht, was für eine Beleidigung bey mir dadurch nicht könnte gut gemacht werden. — Demungeachtet würde ich es nicht von mir erhalten können, Jemanden Etwas abzubitten: da fühle ich mich so beschämt, fürchte mich so sehr ausgelacht zu werden —

Madame Cecil. Eine sehr falsche Scham! — Keiner Sache hat man sich zu schämen, als schlechter und unanständiger Handlungen: und was das Auslachen anbetrifft, so muß diejenige Person, die über eine andere deswegen lachen kann, weil sie ihrer Pflicht gemäß handelt, keine Empfindung von der Schönheit der Tugend und von dem Erhabenen, das in der Demuth liegt, haben. — Doch, schon wieder ist Ihre Arbeit aus der Hand gelegt, Mariane! — Ich will Ihnen etwas erlassen, wenn Sie so viel gemacht haben. — Sie mißt ihr die Arbeit ab. Sie sind heute sehr müßig gewesen. — Sie, Friedrike können nun lesen. — Holen Sie dort das kleine geschriebene Buch, das Ihnen die Mama am Sonnabende gegeben.

Friedrike. Gleich Madame; sie setzt sich zur Madame Cecil, nimmt ein kleines Buch und liest:

„Kommt, Ihr, die Ihr wünscht, zu sehen, was schön ist. — Kommt, die Ihr wünscht zu genießen, was erhaben ist — Kommt, ich will euch den prächtigen Mond zeigen, der triumphirend über den Himmel geht. Ist er nicht schön, wann er durch die schwarzen Wolken bricht, die ihn umgeben? seht, welchen Glanz er um sich her verbreitet! — Ist er nicht erhaben, wenn er sich unter die finstern Wolken senkt, und den ungleichen Rand mit Silber verbrämt? — Itzt schwillt er wieder über den schweren Dunst empor, und glänzt in seiner ganzen Pracht. — So erhebt sich über die falschen Anschwärzungen einer boshaften Verläumdung der unverminderte Glanz einer wahren Tugend. Die Künste böser Menschen, ein Zusammenfluß widriger Zufälle können den Ruhm eines guten Namens verdunkeln, aber sein Glanz wird wieder hervorbrechen, und seine Feinde wie die durchbrochenen und zerrissenen Wolken vor dem Gange des Mondes fliehen. — Seyd also getrost, Ihr Söhne der Menschen: verzweifelt nicht wenn Finsterniß, ja selbst die Schatten des Todes Euch umgeben. — Die Zeit wird die Schönheit

Eurer

Eurer Tugend enthüllen, und ihr sanfter Schimmer eine süße, stille Zufriedenheit in die Herzen derer ergießen, die an ihr hielten."

Sophie. Recht hübsch!

Madame Cecil. Ja, nicht übel, ob gleich das Gleichniß schon oft da gewesen ist — Lesen Sie weiter!

Friedrike liest. „Wie schnell schwingt sich die Einbildungskraft fort! — Ehe ein Augenblick über unser Haupt dahin rollt, führt sie uns an die äußersten Gränzen der Welt, und stellt unsrer Seele die entferntesten Begebenheiten vor Augen. — Zeit und Entfernung schwinden vor ihr, und ihr Weg ist so unbemerkbar, als schnell. Wir gehen mit einem Gedanken aus, und ohne den Fortschritt zu bemerken, hängt sich einer an den andern. — Die Einbildungskraft gleicht dann einem Pilger, der sich auf einem großen Flusse einschifft, und von dem Getöse des rauschenden Stroms eingeschläfert wird. Beym Erwachen findet er sich in einem andern Lande. Blumen, Pflanzen und Bäume, ja der ganze Anblick der Natur ist verändert: vielleicht ist er in seinem Schlummer aus den finstersten Scenen zu den

allerheitersten übergegangen: aber er schaudert bey dem Gedanken, daß er vermuthlich bey fürchterlichen Klippen, oder lauschenden Sandbänken vorbeygesegelt ist! — Eben so die Seele, in Nachdenken versenkt, stößt vielleicht auf die Gränzen verbotener Gedanken, falscher Grundsätze, oder strafbarer Entwürfe. — Glücklich sind die, die ohne Schaden durchkommen, nicht solchen Vorstellungen Raum geben, sondern wenn sie sie bemerken, ausweichen und ihren Lauf nach einer glücklichen Himmelsgegend richten."

Madame Cecil. Gut — genug für dießmal! — Maintenant, Mademoiselle Mariane, apportez moi votre Telemaque. (Nun, Mademoiselle Mariane, bringen Sie mir Ihren Telemach.)

Mariane. Oui, Madame — sie steht auf und sieht in ihr Bücherschränkchen. O meine Liebe, er ist nicht hier, er ist oben.

Madame Cecil. Was macht er oben?

Mariane. Ich mußte der Mama gestern beym Ankleiden etwas daraus vorlesen: dann nahm ich ihn mit in meine Stube, wo ich ihn habe liegen lassen.

Madame

Madame Cecil. So holen Sie ihn geschwind. Immer Veranlassung die Zeit zu vertrödeln.

Mariane. Ich will gleich wieder hier seyn. Sie läuft fort.

Madame Cecil. Eine unordentliche Seele! Immer ist das, was sie braucht nicht da, wo es seyn soll.

Mariane kömmt mit dem Buche zurück, setzt sich, und sucht.

Madame Cecil. Nicht wahr, Sie wissen wieder nicht, wo wir stehen geblieben sind? — Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich allezeit ein Zeichen hinein legen sollen? — weisen Sie her! —

Mariane. Nein, nein; hier ists!

Narbal me regardoît avec étonnement, & il crut appercevoir en moi je ne scais quoi de heureux qui vient des dons du ciel, et qui n'est point dans le commun des hommes; il étoit naturellement sincere, et genereux; il fut touché de mon malheur, et me parla avec confiance, que les Dieux lui inspirèrent pour me sauver d'un grand peril etc. etc.

Madame

Madame Cecil. Gut gelesen; nun Sophie übersetzen Sie es.

Mariane nimmt ihre Arbeit wieder vor.

Sophie nimmt das Buch. „Narbal sah mich mit Verwunderung an, und glaubte in mir, ich weiß nicht, was für ein vorzüglich Gutes zu endecken, das ein Geschenk des Himmels und nicht allen Menschen gemein ist: er war von Natur aufrichtig und großmüthig; mein Unglück rührte ihn und er sprach mit einem Vertrauen zu mir, das ihm die Götter eingaben, um mich von einer großen Gefahr zu retten. — Telemach, sagte er zu mir: ich zweifle nicht und kann auch nicht an dem zweifeln, was Sie mir erzählen. Die Sanftmuth und Tugend, die auf Ihrem Gesichte sich ausdrückt, läßt mich keinen Argwohn auf Sie werfen, ja ich fühle sogar, daß die Götter, die ich allezeit verehret habe, Sie lieben, und wollen, daß ich Sie als meinen Sohn ansehn soll. Ich will Ihnen mit heilsamen Rath beystehen, und verlange bloß von Ihnen eine genaue Verschwiegenheit. — Fürchten Sie nicht, sagte ich zu ihm, daß es mir viel kosten wird, Dinge geheim zu halten, die Sie mir anvertrauen wollen. Ob ich gleich jung bin,

so

so bin ich doch in Absicht auf die Gewohnheit, meine eignen Geheimnisse zu bewahren, alt, wie weit mehr noch fremde. — Wie haben Sie, versetzte er, bey Ihrer großen Jugend es zu einer solchen Gewohnheit bringen können? Es wird mir eine Freude seyn, die Mittel kennen zu lernen, durch die Sie diese Eigenschaft erlangt haben, die der Grund der weisesten Aufführung, und ohne die alle Talente unnütze sind! — Als Ulysses, antwortete ich, zur Belagerung von Troja abgieng, setzte er mich auf seinen Schooß, schlug seine Arme um mich, wie man mir nachher erzählt hat, küßte mich auf das zärtlichste, und sagte folgende Worte, ob ich sie gleich damals nicht verstund: O mein Sohn! Niemals mögen dich die Götter mir wieder vor Augen bringen: ehe möge die tödtliche Scheere der Parzen deinen Lebensfaden noch in seiner Hälfte zerschneiden, so wie der Schnitter mit seiner Sichel eine zarte Blume, indem sie sich öffnen will, niedermäht: lieber mögen dich meine Feinde vor meiner und deiner Mutter Augen zerschmettern, als daß du eines Tages ein Bösewicht und der Tugend untreu werden solltest! O meine Freunde! fuhr er fort, ich überlasse euch diesen so theuren Sohn: tragt Sorge für seine Kindheit.

Wenn

Wenn Ihr mich liebt, so verbannt von ihm alle verderbliche Schmeicheley: lehrt ihn seine Leidenschaften besiegen, daß er sich gleich einer zarten Pflanze erhebe, die die Menschen oft biegen, damit sie gerade wachse: vor allen Dingen vergesset nichts, was ihn gerecht, wohlwollend und aufrichtig, und getreu in Bewahrung eines Geheimnisses zu machen vermag. Wer lügen kann, ist nicht zu leben werth, und wer nicht schweigen kann, ist nicht werth zu regieren. Ich wiederhole diese Worte buchstäblich; denn sie wurden mir so oft vorgesagt, daß ich sie tief in mein Herz eingeprägt habe."

Madame Cecil. Recht gut übersetzt, Sophie!

Sophie. Es ist eine reizende Stelle! — Man sieht im ersten Abschnitte, wie angenehm allen Menschen ein freyes offenherziges Wesen ist, das bloß dadurch erhalten wird, wann man der Wahrheit treu bleibt.

Madame Cecil. Richtig, und der letzte Theil ist eine treffliche Lehre — wenn Sie sich geneigt fühlen, Marianchen, ihren Schwestern ein Geheimniß abzulocken, so erinnern

innern Sie sich derselben und lernen daraus die Nothwendigkeit einer klugen Zurückhaltung.

Mariane. Aber Ulysses sagte: wer nicht schweigen könnte, meine Schwestern, sey nicht werth zu regieren.

Madame Cecil. Nie sah ich ein junges Mädchen, die so sinnreich ist, Einwürfe ausfündig zu machen, wie Sie. Diese Worte waren an einen jungen Prinzen gerichtet, es wird also das Wort regieren gebraucht; doch, Schweigen ist eine Eigenschaft, die in jedem Stande nöthig ist. Unfehlbar haben Sie doch eines Tages ein Haus zu regieren, ob gleich kein Reich. Würde es dann nicht sehr übel gethan seyn, wenn Sie dann Ihrem Gesinde, Ihren Nachbarn und wer es hören wollte, alle Angelegenheiten Ihres Hauses, oder was Sie sonst müßten, vorplaudern wollten. — Doch, seyd Ihr fertig, meine Kinder? — Es ist schon zwölf Uhr.

Sophie. Ja, Madame: Ich bins.

Friedrike. Auch ich.

Mariane. Nur noch ein kleines Bischen.

Madame

Madame Cecil. Sie müssen sehr gespielt haben, denn ich gab Ihnen nur ein bischen auf. — Sie müssen sich anziehen und Ihre Commode in Ordnung bringen: halten Sie sich also dazu.

Sophie und Friedrike stehen auf, wickeln ihre Arbeit zusammen und legen sie bey Seite.

Madame Mildmay und die Vorigen.

Mdame Mildmay. Mariane, warum hat dein armes Eichhörnchen noch nicht zu fressen? — Ich hörte es an seinem Kettchen auf und nieder springen, sah nach und fand, daß das arme Thier weder zu fressen noch zu saufen hat.

Mariane. Ach Mama, am Sonnabende hatte ich nicht Zeit; gestern giengs nicht an, und diesen Morgen vor dem Frühstücke hatte ich so viel zu thun.

Madame Cecil. Sagte ich Ihnen nicht, daß Sie bey Ihrem Anzuge nicht so viel Zeit verlieren sollten? Mitten im Anziehen fiel es Ihnen ein, ein paar alte Briefe zu lesen, die Sie in Ihrer Commode fanden: dann spielten Sie, ich mochte sagen, was ich wollte, mit

mit Ihrer Puppe, und konnten nur einmal im Garten auf und ab gehen, da ich mit Ihren Schwestern die längste Zeit dort spazieren gieng.

Madame Mildmay. Das macht sie nicht anders. Alles zur unrechten Zeit! Keine Ordnung, kein Gedanke, wie viel Zeit dazu gehört, dieß oder jenes zu thun! — Als man dir das Eichhörnchen gab, versprachst du, dafür so viel Sorge, als für dich selbst zu tragen: du solltest also nicht von der Stelle gehen, als bis du es abgefüttert hättest.

Mariane. Aber liebe Mama, ich bin noch nicht mit meiner Arbeit fertig, soll meine Commode in Ordnung bringen und mich anziehen, wie soll ich ; ; ; Sally kann ihm ja einmal zu fressen geben.

Madame Mildmay. Nein, durchaus nicht. — Wenn du nicht fertig bist, ist es deine Schuld. Ich will deiner Saumseligkeit nicht nachgeben. — Laß hören — was hast du seit dem Frühstücke gemacht?

Mariane. Ich fieng an meine Commode in Ordnung zu bringen, konnte aber damit nicht fertig werden: ich habe dann französisch gelesen, und dann dieß Nesseltuch gesäumt.

Madame Mildmay. Und du, Friedrike?

Friedrike. Vor unserer Stunde steckte ich mir ein Band auf die Haube, — trug in mein Tagebuch ein. Dann habe ich gelesen und dann die Spitzen an die Manschetten genäht.

Madame Mildmay. Und das gerade binnen der Zeit, die du vor dir gehabt?

Mariane. Nun liebe Mama; ich will mich ein andermal besser dazu halten.

Madame Mildmay. Sehr gut; nun aber sollst du thun, was du noch zu thun hast.

Sophie. Sollen wir uns ankleiden, Madame Cecil.

Madame Cecil. Ja, meine Liebe.

Madame Mildmay. Da ich schon fertig bin, so will ich hier bleiben, bis Mariane vollends mit ihrer Arbeit fertig ist.

Mariane. Ich dächte, Sie schenkten mir das bischen, liebe Gouvernante!

Madame Mildmay. Mit meinem Willen nicht, Madame Cecil.

Madame Cecil. Wofern Sie es nicht ausdrücklich verlangen, wird es auch nicht geschehen. Madame Cecil, Sophie und Friedrike gehen ab.

Madame Mildmay liest. Mariane.

Mariane nach einer Pause. Ich bin fertig, Mama.

Madame Mildmay. Gut; so gehe und thue, was dir obliegt? bist du fertig, so sollst du mit mir fahren.

Mariane. Welch Zeit ist es denn?

Madame Mildmay. Halb zwölfe.

Mariane. Und Sie gehen um Eins? — Nun ich denke, ich will schon fertig werden.

Madame Mildmay. Und ich, daß es nicht geschehen wird. Sie gehn ab.

Ende des ersten Theils.

Zweyter Theil.

Madame Mildmay, Madame Cecil, Sophie, Friedrike.

Madame Mildmay.

Nun Madame Cecil, sind Sie fertig? — Wo ist Mariane?

Madame Cecil. Nicht fertig, wie gewöhnlich, Madame.

Madame Mildmay. So mag Sie hier bleiben: sie verdient es; und es sind schon zehn Minuten vorbey.

Sophie. Sie braucht noch etwa fünf Minuten, liebe Mama.

Madame Mildmay. Ich habe ihr die Zeit festgesetzt. Wir wollen um fünf Uhr wieder hier seyn, und kaum wird diese Zeit zu-

zureichen, die Gärten zu übersehen. — Es ist ihre Schuld! — kommt Kinder!

Friedrike. O es thut mir doch um Marianchen leid!

Sally kömmt. Madame, Miß Mariane bittet, so gütig zu seyn und nur zehn Minuten zu warten: dann würde sie gewiß hier seyn.

Madame Mildmay. Nicht einen Augenblick! Sie weiß, ich halte Wort und bleibe bey meiner Erklärung. Kommen Sie Madame — kommt Kinder! — Sally, sage Marianen, daß sie während meiner Abwesenheit nicht aus der Stube, wenigstens nicht weiter, als in den Garten geht. Ich will nicht, daß sie sich mit dem Gesinde einlassen soll. Geht ab.

Sally allein. Das arme Marianchen! Das wird ihr recht weh thun! — Sie will's aber nicht besser haben: immer kömmt sie zu spät. — Den Augenblick hat sie verplaudert, statt sich anzukleiden, ob sie gleich weiß, daß ihre Mutter nicht auf sie wartet. Stets ist bey ihr Zeit übrig — da wars noch lange nicht Eins, und wenn man ihr zwey Uhr bestimmt hätte, so würde es immer dasselbe seyn.

Sally, Mariane kömmt herein gefaselt.

Mariane. Weiß sie nicht, Sally, wo meine Handschuhe sind? — Nun bin ich fertig.

Sally. Ach Miß!

Mariane. Wie? — Himmel! — die Mama ist doch nicht fort?

Sally. Leider!

Mariane. O sie will mir nur was weiß machen.

Sally. Gewiß nicht, Miß; die Freyheit würde ich mir nicht nehmen. Ihre Mama wollte nicht eine Minute länger warten: Miß Sophie und Friedrikchen baten, aber sie blieb bey dem, was sie Ihnen gesagt hat.

Mariane mit Thränen in Augen. Sie kann gehn, Sally.

Sally. Ihre Mama hat mir gesagt, Sie sollten hier im Zimmer bleiben.

Mariane. Gut.

Sally geht ab.

Mariane

Mariane wirft sich auf einen Stuhl, den sie herbeyzieht: steht wieder auf und geht unruhig auf und ab. Nein, das ist zu hart! — Ohne mich fortzugehn und mir zu befehlen, daß ich hier im Zimmer bleiben soll. — Was mag sie wohl für Ursache dazu haben? — George ist mit ihnen, und geht morgen wieder fort. — Diesen letzten Tag, den ich so angenehm hätte zubringen können, mir so zu verderben! — Es ist doch von der Mama nicht halb recht. — Sie wischt sich die Augen. Immer hat sie etwas an mir auszusetzen — Bald hat Mariane dieß bald jenes gethan — Sie denkt ein Weilchen nach. — Doch — es ist wahr, ich hätte können fertig seyn — wie kann ich sagen, daß sie zu hart mit mir verfährt? — ist sie nicht so gütig, so nachsichtig, immer sich selbst gleich! Nein, es war Unrecht von mir — o verzeihe mir, gute Mutter, wenn du mich auch nicht hörst! — Womit soll ich mir nun die Zeit vertreiben — wenn ich nur in Garten gehen dürfte — ich muß fragen, ob sie nicht wenigstens das erlaubt hat — ruft an der Thüre: Sally! Sally!

Sally. Rufen Sie, Miß.

Mariane. Ja; sagte die Mama nicht, daß ich in Garten gehen könnte?

Sally. Ja Miß, ich glaubte, das hätte ich Ihnen auch gesagt — in diesem Zimmer sollten Sie bleiben und in den Garten könnten Sie gehen: nur nicht unter das Gesinde.

Mariane. O das war die Ursache! — Gut, daß ich es weiß. — Apropos; ich möchte wohl Sophiens mächtiges Geheimniß wissen. — Sally, weiß sie es?

Sally. Was denn für eines?

Mariane. Je nun, ich wills ihr sagen. Ungefähr vor einem Monat gab die Mama Sophien zwo Guineen; und sagte zu ihr, sie sollte sich selbst kaufen, was ihr gut däuchte; mir und Friedrikchen gab sie auch jedem eine. Diese kaufte sich ein Schreibepult, und ich mir ein Häuschen für mein Eichhörnchen, und verschiedene Blumengesäme für meinen Garten; Sophie aber sagte, sie wolle noch warten und überlegen, was sie kaufen könnte. Gestern fiel mir es wieder ein und ich fragte, wozu sie ihre beyden Guineen angewandt hätte. — Sie wurde ein wenig roth und sagte; „Zu Etwas, das mir viel Vergnügen machen soll.“ Madame Cecil lächelte und weiter konnte ich nichts heraus bringen. — Nun, Sally, möchte

ich

ich gern wissen, was sie sich kaufen will, oder gekauft hat.

Sally. Liebe Miß, wie soll ich das wissen?

Mariane. Es wäre aber doch möglich, daß Sie etwas davon gehört hätte.

Sally. Und wenn ich es wüßte, was würde es Ihnen denn helfen, wenn ichs Ihnen sagte?

Mariane. O so weiß Sie es gewiß. Komme Sie, gute Sally, sage Sie mir es immer, ich bitte Sie.

Sally. Ich sagte ja nicht, daß ich es wüßte.

Mariane. Gewiß weiß Sie es: — o bitte, bitte.

Sally. Pfuy, Miß! — Wüßte ich es, so müßte es mir Ihre Schwester im Vertrauen entdeckt haben; und glauben Sie wohl, daß ich sie dann verrathen würde? Nein, Ihre Mama hat mich eines Bessern belehret.

Mariane. Sie weiß es also doch? Meine Schwester hat es also doch zu etwas Gewissem bestimmt; das ist schon einen Schritt gewonnen — ich will es also bald errathen, zu was?

Sally. Aber noch einmal! Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich etwas wüßte.

Mariane. Sie, Sie selbst!

Sally. Ich! — Wie konnte ich das! — Ich sagte, wenn; das heißt ja bloß, vorausgesetzt, daß ich es wüßte.

Mariane. Also — was weiß Sie denn?

Sally lachend. So viel, daß Sie sich wirklich einbilden, Miß Mildmay habe mir was gesagt! — Gewiß würde sie es Ihnen aber eher als mir gesagt haben.

Mariane. Nein, nein, das würde sie nicht.

Sally. Und warum nicht.

Mariane. Weil sie würde geglaubt haben, ich sagte es wieder.

Sally. Also vermuthen Sie, daß sie von mir dieß nicht würde gefürchtet haben.

Mariane. Ohne Zweifel.

Sally. Ein großes Kompliment für mich, das ich gewiß werde zu verdienen suchen.

Mariane. Gut, ich kann freylich nicht gerade behaupten, daß Sie es weiß: ich habe ihr aber noch nicht alles gesagt. — Madame

Cecil

Cecil und Sophie stunden diese letzten vierzehn Tage alle Morgen eine halbe Stunde früher als gewöhnlich auf, und ich wünschte zu wissen warum? weil ich nicht errathen konnte, womit sie sich beschäftiget haben.

Sally. Wenn ich Ihnen nun sage, daß es nicht der Mühe werth ist, die Sie sich darum geben.

Mariane. Wenn ich es aber glaube, so ist es schon genug, und ich brauche Ihren guten Rath nicht.

Sally. So verzeihen Sie mir, Miß.

Mariane. Sie kann gehen. Sally tritt ab.

Mariane für sich. Ich muß dem Dinge nachdenken! — Sollte sich Sophie Bücher gekauft haben? Damit versorgt sie aber die Mama; sie hat was sie will. — Musikalien? — Dasselbe — Einen Ring — Bänder? Daran fehlt es ihr eben so wenig: und — warum brauchte sie deswegen früher mit der Gouvernante, als gewöhnlich aufzustehen — Ach, vielleicht zeichnet sie zur Mama ihrem Geburthstage eine Landschaft, läßt einen schönen Rahm darum machen, und will sie dann überraschen — Ja ja, ganz gewiß ist es so etwas.

Mariane,

Mariane, Sally.

Sally. Es ist eine arme Frau unten, die Sie zu sprechen wünscht. Sie scheint sehr ängstlich zu seyn.

Mariane. Sie soll herauf kommen: ich will mit ihr sprechen.

Sally. Gut, Miß. Geht ab.

Mariane. Ich werde aber wenig für sie thun können. Ich habe nur eine halbe Crone bey mir — doch, ich kann ja mit der Mama sprechen?

Sally weist Rachel Sanders hinein und geht wieder ab. Hier ist die Frau, Miß.

Mariane. Herein, gutes Weib.

Rachel Sanders, Mariane.

Mariane. Komme Sie näher! Was kann ich für Sie thun?

Rachel. Ich kam, Ihre Frau Mutter um eine kleine Unterstützung anzuflehen: aber ich hörte unten von den Leuten, daß Sie nur allein zu Hause wären: ich bin also so frey:::

Mariane

Mariane. Schon gut, sage Sie nur, was Sie will.

Rachel. Ach! meine gute junge Miß — ich bin sehr arm, eine Wittwe mit drey Kindern. Mein ältester Sohn ist in Diensten: die beyden jüngsten aber noch zu klein, um etwas verdienen zu können. Meine alte Mutter lebt noch bey mir, aber ist auch unbehülflich und kraftlos. Sie können also leicht denken, wie schwer mir es wird, so viel Mäuler bloß mit meiner Hand zu ernähren. Den Sommer über arbeite ich im Felde: den Winter über spinne ich, und meine Kinder krämpeln Wolle. Die zwey Jahre, seit mein Mann todt ist, erhielt ich mich ganz leidlich, obgleich nothdürftig.

Mariane. Nun — und itzt?

Rachel. Ach! diesen Herbst war ich so unglücklich, von der Gicht angegriffen zu werden — sehen Sie nur diese geschwollne Hand, die ich wenig brauchen kann: ich konnte also auch nicht arbeiten: meine Kinder eben so wenig; ihre Kleiderchen sind abgerissen und es geht mir durchs Herz, sie so blos und schmutzig zu sehn. Ich hatte auf meinem Höfchen ein paar Hühner, wo ich für die Eyer bisweilen

len ein paar Groschen lösete, die fraß mir in einer Nacht das Mark. Es lief mein Hauszinns indessen auf; und nun, da ich die Hand ein wenig wieder rühren kann, und bey herannahendem Sommer etwas zu verdienen gedachte, will mich mein grausamer Wirth morgen aus dem Hause werfen, und mein bischen Geräthe behalten, weil ich ihn nicht bezahlen kann.

Mariane. Das wäre ja grausam! — Ist er denn selbst arm?

Rachel. Nichts weniger. Er hat über 400 Pfund Einkünfte und bloß sich und sein Weib zu ernähren. — Was soll aus meinen armen Kindern — aus meiner Mutter werden — 70 Jahr alt und gänzlich unvermögend!

Mariane voller Eifer. Nein nein, gewiß soll er es nicht — seyd ruhig — ich verspreche — Ihr sollt gewiß nicht heraus — armes gutes Weib, wie bedaure ich Euch! — Was seyd Ihr denn diesem hartherzigen Manne schuldig?

Rachel. Ach es ist viel, liebe Miß.

Mariane. Nun, wie viel denn?

Rachel. Ein ganzes Jahr Miethzinns — beträgt 30 Schilling.

Mariane. O wie unglücklich, daß ich meine Guinee verändelt habe! Wenn es auch nicht ganz zugereicht hätte, so würde er mit dem übrigen vielleicht gewartet haben.

Rachel. Sie sind sehr gut, Miß — doch ich verlange nicht, daß Ihre Frau Mutter für mich bezahlen soll, nein: nur bey meinem Wirthe ein gut Wort einlegen, daß er Geduld hat, und ich hoffe, daß er bis zum Heller soll bezahlt werden.

Mariane. O meine Mutter wird nicht nur das, sie wird mehr thun. Ich will schon mit ihr reden, gute Frau; seyd ruhig; ich werde alles für Euch thun, was ich nur kann.

Rachel. Tausend Dank, meine beste junge Miß, wir wollen alle für Sie beten und Sie segnen. Ich habe Ihre beyden Schwestern oft mit der Madame Mildmay vorüber gehen sehen, und selten geschah dieß, daß nicht eine oder die andere, wenn sie meine beyden kleinen Mädchen sahen, nicht freundlich auf sie sprachen und ihnen ein paar Penny's gaben — Schon oft wollte ich Ihrer Mama mein Unglück klagen und sie bitten bey unserem Wirthe für uns zu sprechen: aber nie hatte ich das Herz; nun die Noth zu dringend

ist,

ist, habe ich wenigstens einen Versuch machen wollen.

Mariane. Ihr habt recht gethan. Kommt nur um sechs Uhr wieder: da wird die Mama wieder zu Hause seyn, und ich will schon vorher mit ihr sprechen. Mittlerweile nehmt diese halbe Crone: ich habe itzt nicht mehr.

Rachel. Nein, Miß; ich danke: ich will Ihnen daß Ihrige nicht rauben; es ist schon gut, wenn Sie mit Ihrer Mama darüber sprechen wollen. Sie ist so gut und verdient so gute Kinder zu haben.

Mariane. Nehmt, nehmt! ich gehe nicht ab, und wünschte, daß es mehr wäre.

Rachel. Weil Sie es so wollen — so würde es mir nicht anstehen es zu verweigern.

Mariane. Kauft Eurer alten Mutter etwas dafür — Es gefällt mir, daß Ihr Euch ihrer so annehmt. Sie ruft an der Thüre: Sally!

Sally kömmt.

Mariane. Nehme Sie doch die gute Frau mit sich und lasse Sie ihr etwas zu essen geben. Die Mama wird nichts dawider haben.

Sally.

Sally. Ganz sicher nicht, Miß.

Mariane. Und wenn die arme Frau wieder kömmt, so lasse Sie mir es ja wissen. — O wie heißt Ihr denn?

Rachel. Rachel Sanders.

Mariane. Gut; ich will es mir merken.

Rachel. Gott behüte Sie! tausend Dank, Miß.

Mariane. Lebt wohl! — Sally und Rachel gehen ab. Es ist mir recht lieb, daß ich zu Hause geblieben bin — so habe ich doch der armen Frau einen kleinen Trost geben können zur Sally, die zurück kömmt. Kennt Sie diese Frau, Sally?

Sally. O ja, sie ist sehr arm.

Mariane. So höre ich — ich wundere mich, daß ich sie niemals zuvor hier gesehen habe.

Sally. Ach Miß! es ist sehr hart zu betteln. Gute Menschen, die sich ihrer Hände Arbeit nähren, schämen sich dessen und thun es nie leicht, ohne die dringendste Noth: auch fürchten sie sich oft.

Mariane. Schämen, das lasse ich gelten: aber fürchten — Wovor?

Sally. Weil es nicht selten unter den Vornehmen und Reichen auch hartherzige Menschen giebt. Der eine sagt: „wo habt Ihr denn die klägliche Geschichte aufgelesen?“ Der andere: „eine traurige Geschichte! — wenn sie wahr ist.“

Mariane. Das ist häßlich! Wenn man ja nichts geben will, sollte man doch dessen nicht spotten, der uns um etwas anspricht.

Sally. Sehr wahr, Miß! Nur daß die wenigsten es beherzigen, und vergessen, daß der Arme auch Gefühl hat. Ich sah einst einen armen Mann blutroth werden und seine Augen vor Zorn funkeln, als ihn ein vornehmer Herr einen Betrüger und Müßiggänger schalt: doch faßte er sich, legte seine Hand aufs Herz, seufzte, und gieng fort — Ich gab ihm eine Kleinigkeit; er verbeugte sich, sagte nichts, aber Thränen liefen ihm von den Wangen! — Der arme Mann! der Vorwurf gieng ihm gewiß durchs Herz.

Mariane. Sie ist ein gutes Mädchen, Sally: — aber, weiß Sie sonst etwas von der armen Frau?

Sally. So viel, daß sie am Ende des Dorfs in einem elenden Hüttchen wohnet — daß

daß sie zwo kleine hübsche Mädchen und eine alte Mutter bey sich hat, die lahm ist. Alle gehn immer so reinlich, wie aus dem Eye gescheelt. Als ich unlängst vorbey gieng, saßen sie alle zusammen an der Thüre und wärmten sich an der Sonne. die Mutter sah so krank aus, und hatte die Hände verbunden! die alte Großmutter weinte, und die Kinder streichelten sie eins um's andere, sie zu trösten; da fragte ich, was ihr fehlte, und hörte, daß sie sehr von der Gicht beschwert sey.

Mariane. Wie lange ist denn das?

Sally. Ungefähr einen Monat!

Mariane. Und warum hat Sie der Mama davon nichts gesagt?

Sally. Allerdings habe ich es gethan, und sie schickte ihr zwey bis dreymal zu essen: auch Miß Sophie schickte ihr etwas an Gelde.

Mariane. Und davon habe ich nicht ein Wort erfahren?

Sally. Ja, weil Sophie niemals von dem Guten spricht, das sie thut.

Mariane. Das ist schon recht; aber ich dächte doch, ich hätte etwas davon hören sollen. Ich sehe auch so selten einen Armen — wie kömmt das?

Sally. Ihre Schwestern und Gouvernante suchen sie immer bey ihren Spatziergängen des Morgens auf, ehe sie frühstücken. Sie aber, Miß, sind da nicht leicht dabey.

Mariane. Ja freylich, weil ich immer so viel des Morgens zu thun habe, daß mir keine Zeit übrig bleibt. — Itzt, Sally will ich in Garten gehn. Lasse Sie mir das Essen hinunter in unsere Jasminlaube bringen — Dann will ich meine Morgenlection lernen, daß ich doch einmal vorher fertig bin.

Sally. Das thun Sie, Miß.

Mariane geht fort.

Sally allein, bringt das Zimmer ein wenig in Ordnung. Sie ist doch so ein herzensgutes Mädchen; nur Schade, daß sie so leichtsinnig, unordentlich und sorglos ist! ich denke aber, es soll sich noch mit der Zeit geben: denn es fehlt ihr nicht am Verstande. — Itzt mag ich nur in ihre Stube sehen, ehe ihre Mutter wieder nach Hause kömmt, ob es nichts nachzuräumen giebt.

Ende des zweyten Theils.

Drit-

Dritter Theil.

Madame Mildmay, Madame Cecil, Sophie, Friedrike,

nehmen ihre Mäntel und Hüte ab, die sie der Sally geben.

Madame Mildmay.

Wo ist Mariane?

Sally. Im Garten, Madame.

Madame Mildmay. Rufe sie doch herauf, Sally.

Sally. Gleich, Madame. Geht ab.

Madame Cecil. In der That war der Tag reizend.

Sophie. Und unser ländliches Mittagsmal hat mir sehr gut geschmeckt.

Madame Mildmay. Auch ich habe lange Zeit nicht mit so vielem Appetit gegessen, als in der kleinen Hütte, die George für uns ausfündig machte.

Friedrike. Ich hätte nur Marianchen dabey gewünscht.

Sophie. Auch ich; das arme Mädchen!

Die Vorigen, Mariane.

Mariane. Nun, liebe Mama! sind Sie wieder da? Ich erwartete Sie nicht so bald.

Madame Mildmay. Es ist schon fünf Uhr vorbey, und du weißt, daß ich Wort halte: doch dein Bruder hat seinen Phaeton noch vor der Thüre stehen, und mich so lange gebeten, daß ich ihm erlauben möchte, mit dir eine kleine Spazierfarth zu machen.

Mariane. Und Sie haben es erlaubt, gute Mutter?

Mdame Mildmay. Ja, wenn du dich, während unsrer Abwesenheit wohl betragen hast?

Mariane. Das hoffe ich: ich bin nicht aus diesem Zimmer und dem Garten gekommen, und habe mich auf die morgende Lehrstunde vorbereitet.

Madame

Madame Mildmay. Gut; so geh!

Mariane. Tausend Dank, liebe Mama! Sie küßt ihr die Hand, läuft fort, kömmt aber gleich wieder zurück und flistert Sophien etwas ins Ohr.

Sophie. Possen!

Mariane. O ganz gewiß!

Madame Mildmay. Nun fort, Mariane, nimm deinen Huth und gehe! dein Bruder wartet auf dich.

Mariane. Gleich, gleich. — Gott behüte euch alle zusammen! Sie läuft fort.

Madame Mildmay. Was hatte sie dir denn noch ins Ohr zu sagen?

Sophie. Daß sie mein Geheimniß wüßte.

Madame Mildmay. Und, was denn für eins?

Sophie. Sie werden sich erinnern, Mama, wie ich die zwo Guineen angewandt, die Sie mir gegeben haben; nun hat sie mich gequält, ihr es zu entdecken; ich habe es verweigert, und nun glaubt sie es errathen zu haben.

Madame Mildmay. Der Flattergeist! immer hat sie etwas im Kopfe.

Sophie. Sie kann es wissen — vielleicht von der Sally, die mir die Sachen dazu gekauft, und mir auch arbeiten helfen.

Madame Cecil. Dafür dächte ich, wollte ich stehen: Sally sagt gewiß nichts.

Madame Mildmay. Ich glaube es auch. Wir wollen sie doch darüber fragen. — Aber, warum hast du es denn Marianen verschwiegen?

Sophie. Weil sie ein Geheimniß so wenig behalten, als eines andern seines in Ruhe lassen kann. Ich weiß sicher, es hätte es gleich alle Welt wissen müssen, und das wünschte ich eben nicht.

Madame Mildmay. Es ist sehr wahr, daß die neugierigen Menschen auch nichts verschweigen können. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, mehr zu wissen, als andere Leute, und in Hoffnung dafür andere wieder auszuholen, erzählen sie alles wieder: überlegen aber nicht, daß eine kluge Person denen nie etwas anvertrauen wird, die anderer Zutrauen gemißbraucht haben.

Madame Cecil. Mir däucht, es sey nichts, worüber junge Leute gewissenhafter

seyn

seyn sollten, als über den Punkt der Vertraulichkeit. — Sie sollten niemals sich so sehr darnach drängen; denn es führt immer Angst und Sorge mit sich. Erfahren sie aber zufälliger Weise ein Geheimniß, so sollten sie es mit der größten Delicatesse und Vorsicht bewahren.

Madame Mildmay. Ganz sicher. — Und die Gränzen der Vertraulichkeit sind sehr beschränkt. — Nicht allein das was uns unsre Freunde mit dem Zusatze sagen: „ich hoffe, Sie werden das, was ich Ihnen erzähle nicht wieder sagen, müssen wir für uns anvertraut halten: sondern alles, wovon wir vermuthen können, daß man es nicht möchte wieder gesagt wünschen. Wenn ich zu einer Person einmal Vertrauen habe, so werde ich nicht bey jedem Worte hinzusetzen: sagen Sie das aber Niemanden: — Denn wir setzen schon voraus, daß jedes die Klugheit lehren wird, was er als ein Geheimniß bewahren soll: und alles ist im Vertrauen gesagt, was zwischen zwey Freunden vorgeht, es mag nun ihre Lage, Gesinnungen oder Urtheile betreffen: oft auch wenn sie sich auf anderer Leute Umstände beziehen.“

Friedrike. Ich habe selbst sagen hören, daß wir einem Freunde nicht entdecken sollen, was uns ein anderer gesagt hat.

Madame Mildmay. Allerdings nicht. Die Person, die dir ihr Vertrauen geschenkt, hat vielleicht nicht dieselbe gute Meynung von deinem Freunde, oder gewisse Umstände machen es nicht rathsam, es ihm anzuvertrauen. Du kannst vielleicht diese Umstände nicht immer beurtheilen: mithin mußt du so zurückhaltend gegen sie, als gegen jede andere Person seyn: denn gesetzt, sie hat ebenfalls einen Freund, dem sie kein Bedenken hat es anzuvertrauen und dieser wieder einen, so wird die Sache keine Grenzen haben und bald in Umlauf kommen.

Friedrike. Ja ja, das ist mir sehr klar. — Gesetzt aber, ich wüßte, daß die Person, die mir etwas entdeckt, mit meiner Freundin eben so vertraut wäre und sie so wie mich selbst liebte, sollte ich denn da auch nicht mit ihr von der Sache sprechen können.

Madame Mildmay. Ohne unmittelbare Erlaubniß von der Person, die es dir vertraut, nicht; wenn sie dir diese giebt, gut; wo nicht, so hat sie vielleicht ihre Ursache dazu.

Ich

Ich las letzthin eine Geschichte, die sich gerade hierher schickt. — Als General Monk den Plan zur Wiederherstellung Karls des Zweyten entwarf, beobachtete er das strengste Stillschweigen darüber selbst gegen seine Freunde. — Er ließ inzwischen seinen Bruder Doctor Monk holen, dem er davon Eröffnung thun und darüber einige Winke geben wollte. — Als dieser kam, und bey dem General wartete, bis er zu gelassen wurde, unterhielt er sich mit des Generals Caplan, von dem er wußte, daß der General ihn seines Vertrauens würdigte und schwatzte mit ihm von diesem Plane — Als er zu seinem Bruder kam, fragte ihn dieser, ob er gegen Jemanden etwas davon erwähnt habe? — Nein, gegen Niemand, versetzte der Doctor, außer gegen Ihren Caplan, der, wie ich weiß, Ihr größtes Zutrauen hat. Der General veränderte sogleich seine Gesichtsfarbe, und schickte seinen Bruder bald darauf fort, indem er sich keinem Manne weiter anvertrauen wollte, der über eine Sache von so großer Wichtigkeit gegen einen andern geschwatzt hatte, gesetzt auch, daß er sie ihm selbst würde anvertraut haben *): ein Beweis seiner Klugheit

*) Humes Geschichte von England.

heit, so wie es einen Mangel derselbigen auf Seiten des Doctor Monk anzeigte.

Sophie. Des Generals Verfahren gefällt mir.

Madame Cecil. Er hatte Recht. So nöthig es ist, ein Geheimniß bewahren zu können, so selten findet man es. Ich machte deswegen heute Marianen auf eine vortreffliche Stelle im Telemach aufmerksam, weil ich mich des Eindrucks erinnerte, den sie auf mich schon in meinem achten Jahre: (denn von meiner Jugend an habe ich gern gelesen,) gemacht. Ich dachte darüber nach, und sie hat seit der Zeit immer einen Einfluß auf mein Betragen gehabt. — Dieß ist auch stets der große Vortheil gewesen, den ich aus den Büchern gezogen habe. — Meine Mutter starb jung; und mein Vater, den die Sorge einer Familie drückte, überließ uns größtentheils unserer eignen Erziehung. Ich war von Natur sehr heftig, gieng gern müßig, fieng viel an, und vollendete nichts. Da ich aber gern las, ward ich endlich meine eigne Erzieherin. Derselbige Schriftsteller, den ich noch immer sehr liebe, ob er gleich aus der Mode gekommen, sagt an einer andern Stelle: „Glücklich sind diejenigen,

nigen, die sich den Unterricht zum Vergnügen machen und ihren Geist durch die Wissenschaften bilden. Wohin sie das feindliche Geschick auch wirft, tragen sie doch das Mittel sich zu beschäftigen bey sich. Und die lange Weile, die andre Menschen mitten unter den Vergnügungen verzehret, ist denen unbekannt, die sich mit einen Buche zu unterhalten wissen. Glücklich sind die, die gern lesen*). — Wann ich einen liebenswürdigen Charakter in meinen Büchern aufgestellt fand, so untersuchte ich, ob ich die Eigenschaften, die mich so sehr anzogen, besaß, oder, ob sie mir fehlten. Dieß war mir oft kein angenehmes Geschäft; aber ich hatte mir diese Prüfung zur Pflicht gemacht; und hatte diese dann entschieden, so bemühte ich mich, meinem Urtheile gemäß zu handeln. — Fand ich einen unangenehmen Cha-

*) Heureux ceux, qui se divertissent, en s'instruisant, et qui se plaisent à cultiver leur esprit par les sciences! En quelque endroit que la fortune ennemie les jette, ils portent toûjours avec eux dequoi s'entretenir. Et l'ennui, qui devore les autres hommes au milieu même des delices est inconnu à ceux qui savent s'occuper par quelque lecture. Heureux ceux, qui aiment à lire.

Charakter und mein Herz warf mir gleiche Fehler vor, so stieß ich die Ueberzeugung nicht von mir, sondern suchte mich von ihnen los zu machen.

Madame Mildmay. Ein treffliches Beyspiel! Wie sehr wäre zu wünschen, daß alle junge Leute, deren Aeltern gestorben oder die so sehr in Geschäfte verwickelt sind, daß sie ihre Kinder darüber vernachläßigen müssen, wenn diese, sage ich, auf ihr eigen Herz Achtung gäben, sich dessen Erinnerungen zu Nutze machten, und ihnen folgten.

Friedrike. Ich habe oft gehört, daß das Lesen, ohne Nachdenken und Ueberlegung nicht viel tauge? Was ist denn damit gemeynt? — Indessen, wie glücklich sind wir, daß wir eine gute Mutter und Aufseherin haben, die uns unterrichten können.

Madame Mildmay. Sehr wahr! Doch dieß hebt das eigne Nachdenken nicht auf. Ohne dasselbe werden auch unsre Vorschriften bald vergessen seyn: und wann Ihr zu den Jahren kommt, wo Ihr für Euch selbst handeln sollt, so werdet Ihr Euch nach den Regeln umsehen, die man Euch vorschrieb. Wenn Ihr sie aber nicht Eurem Herzen eingeprägt habt, und sie vermißt, so werdet Ihr eben

so

so wenig euch durch die Welt zu finden wissen, als ein Mann, der einen Weg durch einen Wald sucht, den er von ferne gesehn, aber sich nicht gewisse Merkmale eingeprägt, die ihm bey seinem Gange zur Richtschnur dienen.

Sally und die Vorigen.

Sally. Ist Miß Mariane hier?

Madame Mildmay. Nein; sie ist mit ihrem Bruder ausgefahren; Soll sie was?

Sally. Es ist die arme Frau unten, die in Ihrer Abwesenheit hier war. Sie sprach mit Miß Marianen, die sie wieder um sechs Uhr her bestellt hat.

Madame Mildmay. Ach ganz gewiß hat sie das schon wieder vergessen: ein gedankenloses Mädchen! — Nie wird sie lernen pünktlich seyn. Wo ist die Frau? — Laß sie herauf kommen.

Sally. Sie sitzt unten an der Treppe: es ist die Sanders.

Sophie. Unfehlbar ... doch sie weiß ja selbst nichts davon: also konnte sie Marianen auch nichts sagen.

Madame

Madame Mildmay. Ist denn das die Frau, der du dein Geschenk zugedacht hast?

Sophie. Ja, Mama.

Madame Mildmay. Sally, hat dich denn Mariane wegen der Anwendung der zwo Guineen auszufragen gesucht?

Sally. Ja wohl, Madame; ich habe es ihr aber nicht gesagt: sie weiß auch nicht, daß ich davon unterrichtet bin.

Madame Mildmay. Das ist recht. — Komm Sophie, wir wollen doch mit der armen Frau sprechen. Madame Mildmay, Sophie und Sally gehn ab.

Madame Cecil. Friedrike.

Madame Cecil. Wieder ein Beweis von Marianens Leichtsinn! Sie bestellt die arme Frau, und nun ist sie nicht hier, und wer weiß, beruht nicht des armen Weibes ganze Zufriedenheit darauf! — Und sich von einer Magd an Treue und Verschwiegenheit übertreffen zu lassen? — Alle ihre Fehler entspringen aus Sorglosigkeit, weniger Aufmerksamkeit, und Mangel an genauer Ordnung. — Große Fehler sind wie große Tugenden selten:

ten: aber so geringe die Kleinern scheinen, so wachsen sie mit der Zeit, wenn wir sie nicht im Keim zu ersticken suchen.

Friedrike. Aber meine Schwester ist noch jung: sie wird sich schon bessern.

Madame Cecil. Das hoffe ich von ihrem Verstande und gutem Herzen.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie. O Madame, die Mama hat die arme Frau so glücklich gemacht, so glücklich! — Sie war wegen ihres Miethzinses in der äußersten Bedrängniß. Die Mama hat ihn bezahlt, und ihr Geld zu Kost und Kleidung gegeben. Ich habe sie warten lassen, und die Sally nach dem Packete geschickt, das ich außerdem für sie zusammen gemacht habe. Wollen Sie mit mir kommen und es ihr geben?

Madame Cecil. Herzlich gern.

Friedrike. Ich gehe auch mit, Schwester.

Sophie. Nein, du wirst mir einen Gefallen thun, wenn du hier bleibst. Mariane muß bald wieder nach Hause kommen. Findet

sie Niemanden, so wird sie mich aufsuchen: und die Mama möchte sie gern ihre Nachläßigkeit in Absicht auf die arme Frau durch die Ungewißheit fühlen lassen, ob sie hier gewesen ist, oder nicht.

Friedrike. Sehr gut.

Sophie. Denke nur! Sie hatte der Sanders versprochen, wegen ihrer traurigen Umstände mit der Mama zu reden, und sie um sechs Uhr her bestellt, hat es aber vergessen; übrigens sich sehr gut gegen das arme Weib betragen, und ihr alles gegeben, was sie bey sich gehabt.

Madame Cecil. Es fehlt ihr nichts als Nachdenken und Ordnung. Madame Cecil und Sophie gehen ab.

Friedrike allein. Ganz gewiß; und diese Nachläßigkeit thut ihr so vielen Schaden — einmal über das andere bringt sie sich um ein Vergnügen oder zieht sich Verweise zu. Noch den Morgen setzte sie sich so gewiß vor, daß sie nie wieder eine Verabredung vergessen wollte::: O da kömmt sie!

Fried:

Friedrike, Mariane.

Mariane. So alleine hier, Rikchen? Wo sind denn die Uebrigen? — Wir haben dir eine allerliebste Spazierfarth gemacht! Unser Bruder hat mir dabey so viel Schönes von London erzählt und mir versprochen, die Mama zu bitten, daß sie mich auf den Herbst mit hin gehn läßt, wo er mir alles zeigen will. Du giengst wohl nicht gerne mit?

Friedrike. Warum nicht?

Mariane. Weil du so ernsthaft aussiehst.

Friedrike. Ich? ernsthaft?

Mariane. Ich dächte. — Habt Ihr schon Thee getrunken?

Friedrike. Nein; wir warteten erst auf unsern Bruder.

Mariane scherzhaft. Und nicht auf mich? Ich dächte doch, ich wäre auch nicht eine so gleichgültige Person, daß man nicht auf mich warten könnte?

Friedrike lächelnd. Es kömmt freylich wohl drauf an, was du denkst.

Mariane. Ah, loses Mädchen! freylich dachte es die Mama heute vormittags wohl nicht, sonst hätte sie auf mich gewartet; doch ein andermal will ich schon klüger seyn, und nicht auf mich warten lassen: denn noch thut mirs immer weh, daß ich um das Vergnügen gekommen bin, ob mir gleich Bruder George einen kleinen Ersatz dafür geschafft hat. Schade! daß der schon fortreist, und unter einen Monat nicht wieder kömmt. Er ist so gut, und ich liebe ihn so herzlich.

Friedrike. Wer wollte ihn nicht lieben! Er hat für uns alle so viel Aufmerksamkeit — Ach, hier kömmt Sophie!

Die Vorigen. Sophie.

Friedrike. Schon wieder da, Sophie?

Sophie. Ja, und ich habe ein unendlich Vergnügen gehabt.

Friedrike. Ueber was? über was?

Sophie. Nie habe ich jemanden glücklicher gesehen!

Mariane. So? — Noch mehr Geheimnisse — Und doch, Sophie, habe ich dein letz-

letztes heraus gebracht, ein andermal kannst du mir die Mühe ersparen und es mir gleich anvertrauen.

Sophie. Vielleicht, sobald du nicht mehr neugierig bist und das wissen willst, was ich dir gerade nicht sagen will.

Mariane. Nu nu, liebes Fikchen, sey nur nicht böse, daß ich es errathen habe.

Sophie. Du hast's errathen? Nun, so laß hören.

Mariane. O es ist gar schön!

Sophie. Wunderschön! — Wenn ich nur erst wüßte, wovon du sprächst.

Mariane. Du weißt es also nicht? Ist dir die Landschaft gut gerathen?

Sophie. Die Landschaft?

Mariane. Je nun ja; womit du die Mama zu ihrem Geburthstage überraschen willst, an der du itzt heimlich arbeitest und die du in einen recht kostbaren Rahm wirst fassen lassen?

Sophie. Wunderliche Einfälle! Immer setzest du dir so was verkehrtes in Kopf: kein Wunder, wenn du das Nöthige vergißt — Und wer hat dir denn das weiß gemacht?

Mariane. Wie ich dir schon gesagt, ich habe es errathen.

Sophie. So muß ich dir sagen, daß du sehr falsch gerathen.

Mariane. Nun; was ists denn, bitte, bitte, sage mir's immer, es soll es kein Mensch wieder erfahren.

Sophie. Ich wünschte, ich hätte mehr Ursache, deinem Versprechen zu trauen. Indessen, da es kein Geheimniß mehr ist, kann ich dirs wohl sagen.

Mariane. Nu, geschwind, geschwind! Sophie!

Sophie. Als ich vorigen Winter im Dorfe umher gieng, stießen mir ein paar niedliche junge Mädchen auf, die kaum ihre Blöße bedecken konnten; das gieng mir sehr nahe und ich wünschte ihnen helfen zu können. Ich sammelte also alles was ich ersparen konnte, und hatte schon etliche Schillinge vorräthig, als mich die Mama mit den zwo Guineen beschenkte. Mit ihrer Erlaubniß legte ich diese ganz zu Kleidern für die kleinen Mädchen und die Mutter an, von deren traurigen Umständen ich in der Folge noch nähere Nachrichten ein-

eingezogen hatte. Madame Cecil, Sally und ich haben nun früh und spät an diesen Kleidern gearbeitet, bis sie endlich alle fertig geworden.

Mariane. Also hat Sally darum gewußt? Und mir nichts davon gesagt?

Sophie. Hast du sie denn darüber gefragt?

Mariane. Ja wohl; und ich habe nicht ein Wörtchen von ihr herausgebracht.

Sophie. Pfuy Mariane! das ist nicht hübsch, da du vermuthen konntest, daß es ihr im Vertrauen gesagt war. Durch ihre Verschwiegenheit hat sie dich wahrhaftig beschämt.

Mariane. Ich kanns nicht läugnen; aber Sophie, wer sind denn die Mädchen?

Sophie. Ihre Mutter heißt Rachel Sanders.

Mariane. Rachel Sanders? — Himmel! — Welch Zeit ists denn?

Sophie. Es muß über sieben seyn.

Mariane. O! wo ist die Mama! — Ich muß sie geschwind aufsuchen — Und Sally?

Sophie. Was hast du denn?

Friedrike. Warum so ängstlich, Schwesterchen?

Mariane. Ach, ich schäme mich vor mir selbst: sagt mir nur wo die Mama ist?

Sophie. Die Mama hat etwas zu thun, und will nicht gestöret seyn.

Mariane. O, ich muß, ich muß sie sehen! — Ruft an der Thüre. Sally! Sally!

Sophie. Das arme Mädchen dauert mich.

Friedrike. Ich kanns kaum übers Herz bringen, daß ichs ihr nicht sage.

Sophie. Die Mama hat's aber verboten.

Mariane. Sally! Sally! — Sally kömmt. O Sally, warum kömmt Sie nicht?

Sally und die Vorigen.

Sally. Ich hatte etwas in der Hand, das ich erst wegsetzen mußte. — Was wollen Sie denn?

Mariane. Ist Rachel Sanders da gewesen?

Sally.

Sally. Ja, Miß.

Mariane. Ohne mich zu finden? — Was muß sie von mir denken! — Es ist schon beynahe finster. — Ich werde sie also den Abend nicht sehen können? und morgen ... O das arme Geschöpf! wie unglücklich wird sie seyn. — Aber wenn ich nur die Mama sprechen könnte! vielleicht ists doch noch nicht zu spät! — Liebe Sophie, wenn du mich lieb hast, so bitte nur die Mama, daß sie mich vor sich läßt! — Ich habe ihr etwas sehr wichtiges zu sagen.

Sophie. Gern wollte ich es thun, liebe Schwester; aber sie hat mir durchaus verboten, sie zu unterbrechen.

Mariane. O! sie würde dir es gewiß vergeben.

Sophie. Du weißt, daß ich nicht wider ihr ausdrückliches Verbot handle.

Mariane. Wenn sie aber die Ursache hören wird — die Zeit vergeht, es wird Nacht und wir kommen dann wirklich zu spät. — Friedrikchen, übernimm du es, wenn Sophie so grausam ist ...

Friedrike. Ich höre sie selbst die Treppe herauf kommen.

Mariane. O das ist gut: ich will sie gewiß mit meinen Bitten erweichen.

Die Vorigen, Madame Mildmay, Madame Cecil.

Mariane läuft auf ihre Mutter zu. Mama, liebste Mama, ach! haben Sie die Güte, mich anzuhören!

Madame Mildmay. Nun; was hast du denn, daß du so ängstlich thust?

Mariane. Ach Mama! In Ihrer Abwesenheit kam ein armes Weib: sie wollte Hülfe von Ihnen haben; ich ließ sie zu mir kommen, versprach ihr, ein gutes Wort für sie bey Ihnen einzulegen, und bestellte sie um sechs Uhr hieher. — Ihr Wirth wollte sie Morgen früh herauswerfen, weil sie ihren Miethzins nicht bezahlen könnte: sie machte sich Hoffnung, daß, wenn Sie mit ihm sprechen wollten, er ihr nachsehen würde. O wollen Sie wohl die Gewogenheit für mich haben? — Sie verdient es gewiß!

Madame

Madame Mildmay. Wie kannst du das wissen?

Mariane. Sie hat mir Ihre ganze Geschichte erzählt. Sie ist krank gewesen, hat zwey Kinder und eine alte Mutter.

Madame Mildmay. Aber, Mariane; es läßt sich das leicht alles sagen, kann auch wahr seyn, und sie kann es doch nicht verdienen, weil sie sichs durch ihre eigne Schuld zugezogen hat. Du weißt aber, daß ich meine Wohlthaten nicht gern an Unwürdige verschwende. Ich habe itzt keine Zeit eine Prüfung anzustellen: es geht schon stark auf Achte und die Nacht ist vor der Thüre.

Mariane. Aber Morgen wird es zu spät seyn.

Madame Mildmay. Warum hast du mir das aber nicht eher gesagt?

Mariane. Ich wollte es, so bald Sie nach Hause kamen: aber ...

Madame Mildmay. Aber du hast es deiner lieben Gewohnheit nach vergessen, sage es nur heraus. — Du zogst das Vergnügen einer Spazierfarth, der Pflicht, armen Menschen beyzustehn, vor; hast also durch

deine

deine Sorglosigkeit und wenige Genauigkeit, die Gelegenheit, eine gute Handlung zu thun, eine unglückliche Familie glücklich und meiner Liebe dich immer würdiger zu machen, verloren?

Mariane. O Mama! ich gestehe, ich bin sehr tadelnswerth: aber es soll gewiß das letztemal seyn. Hören Sie mich nur dießmal noch und suchen das arme Weib zu retten. Sally kennt sie — auch Sophie! fragen Sie diese nur! — Bestrafen Sie mich wie Sie wollen, nur daß die guten Menschen nicht um meines Fehlers willen leiden.

Madame Mildmay. Stelle dir nur einmal dieses armen Geschöpfs fehlgeschlagene Erwartung vor, als man ihr gesagt, du seyst nicht zu Hause. Denke dir ihren Kummer — die einzige Hoffnung, auf die sie ihre Rettung stützte, verloren! — Sieh, wie sie traurig nach ihrer Hütte zurück schleicht, wo sie ihre Mutter und Kinder angstvoll in der Erwartung, was sie möchte ausgerichtet haben, zurück ließ? höre, wie sie mit Thränen nun zu ihnen sagt: „Ach, meine Kinder! wir sind ohne Rettung verloren! die Person, die uns Hülfe versprach, hat uns vergessen. — Sie ist ausgegangen, hat ihrer Mutter nichts von

uns

uns gesagt, und morgen liegen wir, des unsrigen beraubt, auf der Straße!"

Mariane wirft sich zu ihrer Mutter Füßen. O beste Mutter! retten Sie mich von diesen schrecklichen Vorwürfen. — Auf immerdar bin ich von meinem Leichtsinne geheilt! Nie will ich wieder so zeitvertändelnd, gedankenlos und unzuverläßig seyn.

Madame Mildmay. Versprechungen von Besserung beweisen nichts, wenn ich nicht die Erfüllung sehe. Indessen, es sey darum! Ich will diese erwarten und hoffe, daß diese Lection sich deinem Herzen einprägen soll. — Wäre ich so unüberlegt, wie du, so würden alle diese traurigen Folgen, die ich dir geschildert habe, wirklich statt gefunden haben, und selbst alles, was ich thun kann, wird kaum zureichen, die Angst aus der Seele der armen Frau ganz zu tilgen, als man ihr gesagt, du seyst nicht zu Hause und habest ihrer bey mir nicht gedacht.

Mariane. Also, liebste Mutter, wollen Sie doch so gut seyn ...

Madame Mildmay. Ganz unfehlbar; deine Vernachläßigung in Erfüllung deines Versprechens könnte keine Entschuldigung für die verabsäumte Pflicht auf meiner Seite seyn.

seyn. Wenn ich aber gewartet hätte, bis ich die Geschichte von dir gehört, so würde es in der That zu spät geworden seyn, etwas für sie zu thun; da ich nicht eine Erkundigung von alle den Umständen, die ich zu wissen nöthig hatte, würde haben einziehen können, und wenn die Sache nicht durch einen andern Weg an mich gelangt wäre, so hättest du vielleicht morgen und übermorgen nicht wieder dran gedacht.

Mariane. Also war sie Ihnen schon vorher bekannt?

Madame Mildmay. Allerdings; da dich Sally nicht fand, kam sie zu mir. Ich sprach das arme Weib; hörte ihre Geschichte, und da ich schon vorher Ursache hatte, ihr Glauben beyzumessen, half ich ihr. Sophie hat ihr einen Korb Kleider gegeben und wir haben Sie ganz glücklich nach Hause geschickt.

Mariane. O schönste, beste Mama! Wie gut Sie sind! Gewiß, gewiß soll mir dieß eine Lehre seyn, die ich nie vergessen werde: nie will ich wieder Gefahr laufen, durch meine Unbesonnenheit Jemanden unglücklich zu machen: nie wieder ...

Madame Mildmay. So mußt du vor allen Dingen, die Gewohnheit ablegen, mit Klei-

nig-

nigkeiten die Zeit zu vertändeln; denn du siehst daraus, was es für einen Einfluß auf Dinge von Wichtigkeit hat.

Mariane. O nur allzuwahr! — Selbst, da ich wieder nach Hause kam, würde ich es noch weniger unmöglich gefunden haben, dem armen Weibe zu dienen, wenn ich nicht die Zeit durch alberne Fragen an Sophien vertändelt hätte! — Nie liebe Sophie, will ich dich wieder durch meine unzeitige Neugier quälen.

Sophie. Glaube mir, es that mir sehr weh, daß ich dir die Wahrheit verheelen mußte, da ich deine Unruhe sah; aber die Mama hatte mir es ausdrücklich verboten.

Friedrike. Mir hat es viel gekostet, zu schweigen, und ich war auf dem Punkte es zu sagen.

Mariane. Sie vergeben mir doch also, gute Mama?

Madame Mildmay. Ich vergebe dir in Hoffnung, daß du dich bessern wirst, da du gesehen, von was für ernsthaften Folgen ein Fehler seyn kann, den du für so unbedeutend hältst. Ob ich ihn nun gleich nicht vergessen will, so kann ich dir doch nicht alle Strafe erlassen. Ich werde nämlich nicht gestatten,

statten, daß du einigen Antheil an dem Beystande nimmst, den ich und deine Schwestern dieser armen Frau leisten werden; denn wir werden sie dann und wann besuchen: und dieß soll vierzehn Tage lang dauern. Machst du dich aber binnen der Zeit neuer Sorglosigkeiten und Unpünktlichkeiten schuldig, so werde ich den Termin verlängern. Denke inzwischen, daß du dich dadurch des Vergnügens, diese arme Frau glücklich und die Freude der alten Mutter und Kinder über Sophiens Geschenke zu sehen, verlustig gemacht hast.

Mariane. Allerdings eine große Strafe für mich — doch ich verdiene sie, ich hoffe inzwischen — ja, ich bin gewiß, daß ich sie noch vor den vierzehn Tagen will geendiget sehen.

Madame Mildmay Desto besser! — Doch es ist schon spät und der Thee wartet unser. — Laßt uns allen aber dieß Beyspiel zur Lehre dienen, nie unserer Versprechungen zu vergessen, oder uns irgend ein Vergnügen verführen zu lassen, unser gegebenes Wort zu brechen.

Ende.

Die
bedrängte Familie.

Ein Drama
in
zwo Abtheilungen.

Den tugendhaften Mann traf solch ein Mißgeschicke,
Daß er durch manches Leid, oft auch durch Menschen Tücke
Des Elends Abgrund vor sich sah:
Doch in demselben Augenblicke,
War ihm des Himmels Rettung nah,
Und eines Engels Hülfe da.

Personen.

Herr Barclay.

Leonore, dessen Tochter.

Wilmot, ein armer Mann.

Agnes, seine kranke Frau.

Johnson, ein Pachter.

Rachel, } Wilmots Kinder.
George, }

Scene vor einer Hütte, mit einem umzäunten Gärtchen: in der Entfernung die Ansicht eines Dorfs ꝛc.

Erste Abtheilung.

Wilmot allein.

Die Sonne ist schon über die Berge, und der Thau gefallen! — Wie rein, wie sanft die Luft! — Auf einen Augenblick laß mich meiner Sorgen vergessen und dieser labenden Düfte genießen. — Er denkt ein Weilchen nach. Umsonst! ach umsonst! Diese Gefilde, der Anbruch des Tages, der sonst mein Herz so erweiterte, mit so viel Entzücken erfüllte, hat seine Kraft verloren! — O mein Gott! hier war es, wo ich dir sonst mein Morgenopfer in Gebet und Dank brachte: hier, wo ich, in allgemeines Wohlwollen aufgelößt, für alle Menschen betete. — Diese entzückende Rührungen fühle ich nicht mehr. — Mein Herz ist zusammengepreßt: meine Andacht erkaltet; meine Wünsche auf einen Punkt gerichtet, meine Hoffnung auf Erden verloren und ich fürchte, mein Vertrauen auf Gott

selbst — wankend. — O himmlischer Vater höre mich! — laß mich nicht an deiner Erbarmung zweifeln, oder gegen deinen Willen murren! — Lehre mich mein Elend — wo nicht mit dem Muthe eines Mannes, doch mit der Ergebung eines Christen ertragen. Er lehnt sich an einen Baum mit dem auf seine Armen gesunkenen Gesichte, und nachdenkend.

Rachel tritt aus der Hütte, und indem sie die Thüre zumacht, ruft sie hinein: Sey ruhig, George, und mache kein Lärmen; ich bin in einer Minute wieder hier. Sie tritt hervor, nimmt Wilmot bey der Hand. Vater! mein liebster Vater! warum seyd Ihr so traurig?

Wilmot. Mein gutes Kind. —

Rachel. In der That, die Mutter ist besser — sie schläft.

Wilmot reißt sich von ihr, außer sich los. Bald wird sie im Tode entschlafen! — Soll ich sie sterben sehen? — Ohne Freunde, ohne Mittel ihr Beystand zu leisten, sehe ich sie unter einer Krankheit verschmachten, die vielleicht durch gehörige Nahrungsmittel zu heben wär! — Warum bedenke ich mich? — von Menschen zurück gestoßen, als ob ich nicht zu ihrer Gattung gehörte, sind die Bande zwi-

schen

Vater! mein liebster Vater! warum seyd Ihr so traurig?

schen mir und der Gesellschaft zerrissen, warum sollte ich also nicht fallen, da ich ein bloßes Raubthier bin, auf das ein jeder Jagd macht?

Rachel. Vater! Ihr habt mich heute noch nicht beten lassen, aber ich habe doch gebetet. — Warum lehret Ihr mich nicht gut seyn, wie ihr immer thut?

Wilmot schließt sie in seine Arme. Ach Kind! — Mein Gott! du hast mich durch diese liebe Unschuld erhalten. — Sind also die Bande zwischen mir und der Gesellschaft zerrissen? — Nein, nein, meine Kinder sind die Bande, die fest zusammen halten! Du hast sie mir anvertrauet. — Darf ich dein Werk vernachläßigen, und diese zum Verderben und Elend führen, die du zur Glückseligkeit und zur Tugend geschaffen hast?

Rachel. Was weint Ihr, Vater? — Warum thut Ihr so kläglich? — sprecht so hastig? Seyd Ihr böse auf mich.

Wilmot. Nein, mein Kind, nein! — Glückliche Unschuld! — Du kennest nicht die Gewalt der Leidenschaften — du weißt nichts von der Angst meines Herzens, das zwischen Gutem und Bösem schwebt. — Gehe Kind, zu deiner Mutter: sie wird dich brauchen.

Rachel. Ja Vater. — Indem sie hinaus geht, begegnet sie Herrn Johnson — sie verneigt sich gegen ihm, er dankt ihr aber nicht. Was für ein mürrisch Gesichte! — Er wird doch nicht mit dem Vater zanken? — Was muß doch immer die Leute so sauertöpfisch machen!

Wilmot, Johnson.

Wilmot. Guten Morgen, Sir.

Johnson in einem rauhen Tone: Schön Dank, George. — Warum gehst du nicht an die Arbeit?

Wilmot. Eben wollte ich es; doch meine Frau ist die ganze Nacht krank gewesen: ich fürchte für ihr Leben und kann mich nicht von ihr losreisen, weil ich fürchte, ich möchte sie nicht wiedersehen.

Johnson. Possen! Wenn du nicht arbeitest, so haben auch deine Frau und Kinder nichts zu essen.

Wilmot. Ach, Sir, um Ihret willen arbeite ich auch; und wünschte Tag und Nacht arbeiten zu können, um ihnen hinreichend Brod zu verschaffen.

Johns

Johnson. Nun, warum stehst du denn also müßig hier?

Wilmot. Ach Sir, nicht aus Liebe zum Müßiggange; nein, die Kräfte fehlen mir.

Johnson. Die Kräfte? hast du nicht so viel Kraft als ein anderer?

Wilmot. Wenigstens, wende ich die gern an, die mir gegeben sind.

Johnson. Davon weiß ich nichts. Denn manche meiner Leute arbeiten in einem Tage so viel, als du in anderthalben. — George, George, ich wette drauf, der Mangel deiner Kräfte ist Faulheit. Und dann dein Weib — sie ist krank; wenigstens sagt sie so: bald kann sie das, bald jenes nicht thun: andere müssen es aber auch thun. — Gott weiß wie Ihr lebt!

Wilmot mit Ernst. Ja, Sir! — Gott weiß es! — Er sieht unsere Herzen; er weiß, ob ich arbeiten will oder nicht, ob meine Frau krank ist. — Doch, was mich anbetrifft, so kann ich alles ertragen: aber Vorwürfe gegen sie — die kann ich nicht dulden.

Johnson. Schon gut George. Du scheinst nicht gemacht zu seyn, ums Tagelohn

zu arbeiten, sondern siehst aus und schwatzest wie ein Herr; hast du auch so viel, wie einer zu leben, so habe ich nichts dawider.

Wilmot für sich. Welche grausame Demüthigung! Nieder rebellisches Herz! Zu Johnson. Ach, Sir, die Herrn leben wahrhaftig nicht wie ich, sie sehen nicht eine Person vor ihren Augen verschmachten, ohne ihr beyzustehen.

Johnson. Ich will dir etwas sagen, George! wenn du dir dadurch helfen kannst, daß du deinen Tag hier verschwatzest, so thue es, ich kann es nicht. — Und wohl bekomm es dir. Da du nicht zu arbeiten Lust hast, so muß ich sonst Jemanden aufsuchen.

Wilmot. O ich will es ja — den Augenblick — verstoßen Sie mich immer nicht!

Johnson. Wir wollen sehen.

Wilmot. Nein, Sir, thun Sie es nicht, ich bitte: — erbarmen Sie sich meiner armen Kinder!

Johnson. Wenn dir die am Herzen liegen, so arbeite desto besser.

Wilmot. Ich will thun, was ich kann — Sie sollen keine Ursache sich zu beklagen finden.

Johnson. So geh an deine Arbeit. Die übrigen sind schon seit einer halben Stunde auf dem Felde — So mach und gehe und ich werde sehen, was du zu Stande bringst. Geht ab.

Wilmot allein. Ja, Sir, — Gott! Gott! flöße doch dem harten Manne Mitleiden ein — lehre mich vergessen was ich war, und — itzt bin. Gieb meinen Nerven Kraft und meinem Herzen Demuth. — Dieß empört sich und es kostete mich viel, diesem Tyrannen nicht zu antworten, wie er es verdiente. — Ich muß nur noch einmal meine Agnes sehen. Er geht in die Hütte, kommt wieder und geht über den Schauplatz weg.

Rachel und George, die dem Vater folgen.

Rachel. Gott sey bey euch, Vater! — Komm, George, laß uns ein wenig Reißholz aufsuchen, damit wir die Erdäpfel kochen können.

George. Aber die Mutter wird dich brauchen.

Rachel. Nein, sie sagt, daß sie etwas besser sey. — Sie will nichts zu sich nehmen — und das liebe trockne Brod kann sie nicht recht heißen.

George. Mir sollte es wohl schmecken — zumal, wenn ich einen Apfel dazu hätte.

Rachel. Nun, den kriegst du nicht: die wenigen, die unser Apfelbaum trug, müssen für die Mutter bleiben.

George. O da verlange ich sie auch nicht.

Rachel. Ich wollte gleich gar nichts essen, damit nur die Mama etwas bessers haben möchte.

George. Mama, du sollst nicht Mama sagen.

Rachel. O ich hatte es schon wieder vergessen! Freylich sollte ich nicht. Nancy Johnson hat mich genug damit ausgelacht, und ihre Mutter mich deswegen ausgeschmält.

George. Ach die Nancy Johnson! Ich bin ihr recht gram, es ist so ein stolzes, grämisches Ding.

Rachel. Pfuy! du mußt niemanden gram seyn.

George. Und doch will ich der Frau Johnson gram seyn, weil sie so garstig gegen unsre Mutter ist.

Rachel. Du willst ihr gram seyn — nein, darüber muß ich lachen,

Herr

Herr Barclay, Leonore, und die Vorigen.

Leonore. Was für allerliebste Kinder, Papa! — wem müssen sie denn angehören? — Wie heißt du denn, mein liebes Kind?

Rachel sich verneigend. Rachel Wilmot, Miß.

Leonore. Ein hübscher Name, und ich wollte drauf wetten, du wärst ein gutes Mädchen. — Ist das dein Bruder?

Rachel. Ja, Miß.

Leonore. Und über was lachtest du denn so herzlich, meine Liebe?

Rachel beschämt. Ueber — über Georgen, Miß.

Leonore. Was sagte er denn?

Rachel. Er wollte — er wollte der Frau Johnson recht gram seyn.

Herr Barclay lächelnd. Ein sehr liebreicher Vorsatz.

Rachel. Aber, liebste Miß, sagen Sie es ihr ja nicht wieder. — Vielleicht kennen Sie sie — Bitte, bitte, seyn Sie ja nicht böse, er ist nur noch ein Kind.

Leonore.

Leonore. Sey ruhig, mein Herz! ich kenne sie nicht, und, wenn ich sie kennte, würde ich es ihr doch nicht sagen.

Rachel. Schön! denn es könnte meinen Vater vollends ganz unglücklich machen.

Herr Barclay. Wie so, Kind?

Rachel. Sir, mein Vater, arbeitet für Herrn Johnson; und vielleicht könnte er ihm die Arbeit entziehen.

Herr Barclay. Ja ja, das wäre möglich. — Nun wir wollen es ihm nicht sagen. Seyd gute Kinder — Hier habt ihr was.

Rachel voller Freuden; weigert sich aber, es anzunehmen. O liebster Herr; wollen Sie nicht so gut seyn, und mir etwas dafür zu thun geben?

Herr Barclay. Zu thun, mein Kind! — Was könntest du denn thun?

Rachel. Je nun, stricken, nähen, was weiß ichs? Es giebt ja in einem Hause vielerley zu thun.

Herr Barclay. In meinem Hause ist schon für alles gesorgt: nimm nur.

Rachel.

Rachel. Nein da darf ich nichts nehmen. Mein Vater hat mir verboten, weder jemanden etwas abzufordern, noch etwas anzunehmen, wenn ich es nicht auf irgend eine Art verdient hätte.

Leonore. Du hast uns ja um nichts angesprochen; mein Vater giebt dir es aus gutem Willen.

Rachel. Wenn es mir aber der meinige verboten, wem bin ich den meisten Gehorsam schuldig?

Herr Barclay. Ein allerliebstes Kind! — Nun, mein Töchterchen: so pflücke mir dort jene Camillen.

Rachel. O ja Sir, ja. Sie pflückt sie. Herr Barclay giebt ihr ein Stück Geld, ohngefähr acht Groschen an Werth, und die Blumen an Leonoren.

Herr Barclay. Behalte sie, meine Leonore, und wenn du meine guten Lehren vergessen solltest, so nimm dir ein Beyspiel an diesem guten Kinde und der Treue, mit der sie die Vorschriften ihres Vaters beobachtet.

Leonore. Nein, ich werde es nie vergessen. — Leb' wohl, Rachel! Ich hoffe, dich dann und wann wieder zu sehn.

Rachel.

Rachel. O das wäre schön! — Gott behüte Sie! — Ich danke Ihnen, Sir, vielmals. Sie verneigt sich, und Herr Barclay und Leonore gehn ab.

Rachel und George.

Rachel. O George, sieh einmal — das schöne Stückchen Geld! — nun will ich gerade ins Dorf laufen, und meiner Mutter ein bißchen Caffee und Zwieback, wie sie ihn gern ißt, holen. — Geh indessen hinein — aber sey hübsch ruhig und sieh, wo sie etwas braucht.

George. Schon gut, schon gut! Rachel geht ab, George in die Hütte.

Ende des ersten Abschnitts.

Zwey-

Zweyte Abtheilung.

Schauplatz, das Innere der Hütte.

Agnes, Rachel und George bey Agnesen mit einer Schale Caffee. Ein Bette, im Winkel der Hütte.

Rachel.

Aber, liebe Mutter, warum eßt Ihr denn nicht vollends die paar bißchen Zwieback?

Agnes. Ich habe schon ein Stückchen gegessen, mein Kind, nimm du das andre.

Rachel. Nein, ich danke.

Agnes. Warum nicht?

Rachel. Ich bin nicht hungrig.

Agnes. Du kannst immer eines nehmen; es bleiben noch ein paar übrig.

Rachel. Sie verderben aber nicht, liebe Mutter: ich kann Brod essen: für Euch aber ist das zu schwer.

Agnes. Meine gute Rachel umarmt sie mit Thränen. — Gott! wie danke ich dir für diese so guten lieben Kinder: sie sind mein Trost in allen meinen Leiden. — Rachel, sieh doch, ob der Vater bald kömmt.

Rachel geht ans Fenster. Noch sehe ich ihm nicht. Es hat aber auch kaum erst zwölfe geschlagen und ist sehr heiß.

Agnes. Ach der arme Vater — wie wird er nicht abgemattet seyn! — Er arbeitet für uns und erschöpft darüber seine ganzen Kräfte. — Ich wünsche nicht zu sterben; denn ich weiß, wie sehr ihn mein Tod niederschlagen würde! — Und Ihr meine armen Kinder? wie sehr braucht Ihr noch einer Mutter Fürsorge!

Rachel. Mutter! meine liebe Mutter! warum weint Ihr? der Vater wird gewiß bald hier seyn.

George an dem Fenster. Weint nicht, gute Mutter: ich seh ihn kommen.

Agnes. Sag ihm nicht, daß ich geweint habe. — Es ist mir itzt weit besser — ist er bald hier?

George.

George. Eben itzt steigt er über die Quersperre — Es muß ihm recht warm seyn, er wischt sich beständig das Gesicht: ich will ihm entgegen gehen. Er läuft hinaus.

Agnes. Ach! wie er ermüdet seyn muß! — in der brennenden Sonnenhitze — er, der so zärtlich erzogen war!

Wilmot, George.

George. Da ist er, Mutter! da ist er!

Agnes. Armer, lieber Mann! Wie matt bist du!

Rachel setzt ihm einen Stuhl hin. Setzt euch Vater! — gebt mir euren Huth.

Wilmot. Die Sonne sticht gewaltig! — Was machst denn du, liebe Agnes?

Agnes. Es geht besser, guter Wilmot. — Rachel hat mir zu einem bischen Caffee geholfen, der mir sehr gut gethan: ich habe dir eine Schale aufgehoben: trink! Sie will ihm einschenken.

Wilmot sehr schwach. Nein, liebes Kind! — Ich kann nicht.

Agnes. Warum denn nicht? — Ach! du siehst so blaß. — Wilmot! — sprich doch — um Gottes Willen! — dir ist nicht wohl. — Ach! — er stirbt!

Wilmot lehnt sich ohnmächtig zurück. Agnes läuft nach Wasser, das sie ihm ins Gesicht spritzt. Rachel und George heulen und schreyen. Rachel läuft nach der Thüre.

Rachel. Hülfe, Hülfe! — O mein Vater stirbt! — Mutter! Mutter! Was fangen wir an!

George weinend. O Vater, Vater! stirb doch nicht!

Man klopft zuwiederholten malen an die Thüre.

Agnes Wilmot, Wilmot! rede doch!

Man klopft nochmals. Rachel öffnet die Thüre. Herr Barclay und Leonore treten hinein. Agnes hängt über Wilmot in der äußersten Beängstigung.

Herr Barclay, Leonore und die Vorigen.

Herr Barclay. Was giebts denn, Ihr guten Leute? Mir däucht, ich hörte schreyen!

Rachel.

Rachel. O Sir, mein Vater ist todt, und meine Mutter todtkrank. — George, wir müssen auch sterben.

Leonore. Sey ruhig, gutes Kind! — Er ist nicht todt und wird bald wieder zu sich kommen: Zu Agnes. Ihr habt nichts für sein Leben zu fürchten, liebe Frau! Ihr seht ja, daß er noch lebt?

Agnes sieht bloß auf Wilmot. Leonore hält ihm ein Riechfläschchen vor, und Herr Barclay hält ihn.

Herr Barclay. Aengstiget euch nicht so sehr, gute Frau; es ist eine bloße Ohnmacht.

Agnes. Nein, nein; er ist todt, und um meinet willen! aber ich will dich nicht lange überleben, bester Mann.

Wilmot kömmt allmählich wieder zu sich: erhebt ein wenig sein Haupt — sieht seine Frau an, und spricht nach einigen Minuten, indem er eine ihrer Hände ergreift: Meine liebe Frau!

Agnes. Ja — ich bin hier an deiner Seite — und werde dich im Tode nicht verlassen.

Wilmot. Es ist mir besser, gutes Kind, beruhige dich!

Leonore. In der That, hier ist keine Gefahr; und er wird bald wieder ganz bey sich seyn.

Wilmot. Ach, Miß! vergeben Sie!!!

Leonore. Guter Mann! Ihr habt eure Frau und Kinder in großes Schrecken gesetzt. — Sprecht ihr nur zu, daß sie selbst ein wenig für sich sorgt.

Wilmot. Setze dich, liebe Agnes.

Leonore hilft ihr auf einen Stuhl. Nehme einen frischen Trunk Wasser — Zu Racheln. Kind, hilf mir doch zu einem.

Sie bringt ihr ein Glaß: Leonore nöthiget ihr einen Schluck ein — nach einem tiefen Odemzug.

Agnes. Dank Ihnen, gütigster Engel! denn das müssen Sie seyn, daß Sie sich unserer so annehmen.

Herr Barclay. Ists lange her, Freund, daß Ihr so krank seyd?

Wilmot. Nein, Sir, diesen Morgen bin ich noch ganz wohl gewesen.

Agnes. Du hast dich überarbeitet, lieber Wilmot! Die brennende Sonnenhitze — deine Sorgen, dein Kummer haben dich zu

Boden

Boden gedrückt! — Warum überlässest du dich ihnen so sehr?

Wilmot. Du weißt nicht die Angst, die ich gehabt.

Herr Barclay. Wie so, mein Freund?

Wilmot. Ich glaubte, aus dem Brode zu kommen und meine Arbeit zu verlieren. Mein Herr drohte mich diesen Morgen fortzujagen, und warf mir Müßiggang und Trägheit vor.

Agnes. Dir? der du so unabläßig, so unermüdet gearbeitet hast!

Wilmot. Ach leider! — Schon vorher unvermögend, liebe Agnes, dir die nöthigen Hülfsmittel bey deiner Krankheit zu verschaffen, wie konnte ich den Gedanken ertragen, daß ich auch, die gemeinsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens für dich und unsre Kinder verlieren sollte! Nicht genug! der grausame Mann that die unverdientesten und bittersten Vorwürfe gegen mich und die, die mir so theuer sind, hinzu. — Ich verließ dich, gutes Weib, mit gebrochenem Herzen und in einem Zustande, wo du gern dein elendes Leben hingegeben hättest, wenn du nicht gewünscht es unsertwegen

wegen zu erhalten, und dieser Gedanke machte, daß ich über meine Kräfte mich anstrengte!

Agnes. O so sind wir Schuld an deiner Mattigkeit, vielleicht an deinem Tode? wir, die wir gern unser Leben für dich hingäben!

George. Vater, laßt mich euch morgen helfen: vielleicht schmählt dann Herr Johnson nicht mehr.

Herr Barclay. Johnson! mein Pachter?

Wilmot. Ihr Pachter, Sir?

Herr Barclay. Nicht anders; es ist mir aber lieb, daß ich ihn bey dieser Gelegenheit kennen lerne: und der Mann quält mich alle Augenblicke mit einem neuen Erlaß: aber...

Wilmot. O! es sollte mir leid seyn, Sir, wenn ich Ihnen einen übeln Verdacht gegen ihn beygebracht hätte! Er ist sonst ein fleißiger, ordentlicher Mann: vielleicht, daß er bloß meine Kräfte nach dem, was Stärkere leisten können, abmißt, und mich daher für träg und unthätig hält.

Herr Barclay. Es macht eurem Herzen Ehre, daß Ihr seine Unfreundlichkeit noch

auf diese Art zu entschuldigen sucht; ein Mann aber, der derselben fähig ist, darf sich von mir keine große Gunst versprechen.

Agnes. Verzeihen Sie, gütige Miß, daß ich Sie noch nicht niedersetzen hieß — Wir sind beschämt, daß Sie sich hieher bemühen ...

Leonore. Ohne Complimente! — Hier ist itzt die Frage, ob und wie wir euch einige angenehme Dienste leisten können.

Wilmot seitwärts. Weg eitler Stolz! der mich so lange zurückgehalten, meine Noth zu verbergen. Zum Herrn Barclay. Länger unvermögend zu arbeiten, muß ich zu dem Mitleiden anderer meine Zuflucht nehmen.

Herr Barclay. Sprecht ohne Zurückhaltung, Freund! Wie und worinne ist euch zu helfen?

Wilmot. Ach Sir! das gute Weib, das Sie hier sehen, ist so lange sehr unpaß gewesen: sie ist itzt etwas besser, ihre Schwächlichkeit erfodert einige Nahrung, die ich ihr nicht verschaffen kann.

Agnes. Mein lieber Wilmot, denke nur an dich und nicht an mich. — Er ist es, Sir,

der Ihren Beystand braucht. — Ich habe schon einige Stärkung zu mir genommen, die ich durch Ihre Güte diesen Morgen erhalten.

Herr Barclay. Gewiß durch das liebenswürdige Kind, meine kleine Blumenleserin.

Leonore. Euer Mann, liebe Freundin, scheint ziemlich wieder hergestellt zu seyn; Ihr aber seht sehr matt aus: ich bitte euch, legt euch aufs Bette; mittlerweile wird sich mein Vater von eurem Manne unterrichten lassen, was er zu eurem Besten thun kann.

Wilmot. Thue es, meine liebe Agnes; ich befinde mich wieder ganz wohl.

Agnes. Weil Sie es so wollen, so will ich gehorchen.

Leonore. Laßt mich euch ein wenig helfen.

Agnes. Nein, nein, liebe junge Lady, das kann ich durchaus nicht annehmen.

Leonore. Warum nicht? — Es macht mir ein wahres Vergnügen.

Agnes. Aber viel Mühe.

Leonore. Nicht die mindeste — Wäre ich krank, so würdet Ihr mir gewiß eben die Dienste leisten.

Agnes.

Agnes. Unfehlbar — es würde aber alsdann weit schicklicher auf meiner Seite seyn.

Leonore. O es ist allezeit schicklich, daß die Gesunden die Kranken pflegen und warten.

Agnes. Eine edle Seele!

Sie geht hinter nach dem Bette, lehnt sich auf Leonoren, von Rachin begleitet; nach einer Minute kömmt Leonore zurück.

Leonore ganz leise zu ihrem Vater. Diese guten Leute brauchen einige Erquickung: erlauben Sie, daß ich nach Hause gehe und ihnen etwas hole.

Herr Barclay. Gehe nur, laufe nicht so, damit du dich nicht so sehr erhitzest: denn es ist sehr warm.

Leonore. Schon gut!

Herr Barclay, Wilmot, George
in einiger Entfernung.

Herr Barclay. Meine Tochter wird bald wieder hier seyn; sie ist nach einiger Erquickung gegangen.

Wilmot. Ach Sir! wie kann ich Ihnen genug für Ihre Güte danken!

Herr Barclay. Aber, lieber Freund, warum habt Ihr euch nicht längst an mich gewandt.

Wilmot. Sir, so lang ich im Stande war, durch Handarbeit so viel für meine Frau und Kinder zu verdienen, als zum Unterhalte für selbige nöthig war, hielt ich es für Unrecht, Aermere um die Unterstützung zu bringen, auf die sie einen gerechten Anspruch hatten. — Als mich aber meine Kräfte verließen, und ich mich auf den Punkt sah, mich der Arbeit beraubt und meine Kinder ohne Brod zu sehen; so ist es Zeit gute Herzen anzusprechen, und Gott schickt es, daß es mir an solchen nicht fehlt.

Herr Barclay. Ich bewundere eure Gesinnungen, und . . .

Rachel, die hereintritt. Vater, die Mutter schlummert, fährt aber, wann sie kaum die Augen geschlossen, immer auf, und stellt sich vor, sie sähe euch immer noch in Ohnmacht: wenn ihr doch zu ihr giengt, vielleicht würde sie ruhig.

Wilmot. Sir —

Herr Barclay. Keine Entschuldigung, Freund! Ich will indessen mit eurem lieben Mädchen ein wenig schwatzen.

Wilmot geht hinter. Rachel nähert sich Herrn Barclay.

Rachel. Glauben Sie wohl, Sir, daß es mit meiner Mutter Gefahr hat?

Herr Barclay. Ich denke nicht, mein Töchterchen. Ist es schon lange her, daß sie so krank ist?

Rachel. O ja; den ganzen Winter hat sie einen schlimmen Husten gehabt, der aber Gottlob sich gelegt hat: sie ist aber noch sehr schwach, so daß sie nicht wohl schwarzes Brod und Erdäpfel, wie wir vertragen kann — heute habe ich ihr von dem Gelde, das Sie so gütig waren, mir zu geben, ein bißchen Caffee gekocht: o was ich darüber für eine Freude hatte! es that ihr sehr wohl, nur daß zum Unglück der arme Vater uns ein solches Schrecken machte!

Herr Barclay. Hat er schon sonst dergleichen Anfälle gehabt?

Rachel. Niemals, er ist zwar oft sehr müde und matt nach Hause gekommen; doch nie

nie so schwach gewesen. Freylich war er so harter Arbeit sonst nicht gewohnt?

Herr Barclay. Was waren denn sonst seine Geschäfte?

Rachel. Je nun, es ist schon eine ziemliche Zeit her, daß wir in einem hübschen Hause wohnten und auch Dienstboten hatten. Ich hatte hübsche weiße Kleiderchen und wir bekamen auch bisweilen von recht feinen Leutchen Besuch! — Aber itzt — itzt kömmt kein Mensch mehr und wir haben ihnen doch gewiß nichts zu leide gethan.

Herr Barclay. Arme unschuldige Seele! du weißt noch nicht, wie sehr der Glückliche den Unglücklichen flieht!

Leonore kömmt mit einem Korbe zurück.

Herr Barclay. Meine Liebe! — Du hast doch nicht den Korb selbst in der Hitze hergetragen?

Leonore. Nein, mein Vater, ich wußte, daß Sie es nicht gern sehen würden, ließ ihn also Johann bis an die Thüre bringen, wo ich ihm denselben abnahm. Denn die guten Leute scheinen so viel Empfindung zu haben, daß ich

sie

sie nicht durch einen unnöthigen Zeugen ihres Elends kränken wollte.

Herr Barclay. Schön, meine Tochter!

Leonore. Rachel! sieh zu, ob deine Mutter schläft!

Rachel geht in die Kammer, aus der Wilmot zurückkömmt.

Wilmot. Das arme Weib hat keine Ruhe.

Leonore. Ich will zu ihr gehen. — Ich habe einige stärkende Tropfen mitgebracht; vielleicht erholt sie sich darauf. Sie nimmt aus dem Korbe eine Flasche Wein nebst zwey Gläsern, Weißbrod, kalten Braten und Kuchen. Sie essen vielleicht selbst ein paar Bissen, lieber Papa, und trinken unserm guten Freunde ein Gläßchen zu.

Wilmot für sich. Bezaubernde Delicatesse!

Leonore geht nach der Kammer, Herr Barclay und Wilmot setzen sich an den Tisch, Rachel und George kriechen hinter dem Vater, Herr Barclay giebt ihnen Kuchen.

Wilmot der Leonoren nachblickt. Englische Güte! — Nicht zufrieden, Genesungsmittel zu verschaffen, vertheilt sie solche selbst mit liebreichen Händen dem Armen und Unglücklichen.

Herr

Herr Barclay. Dieß ist nichts mehr als Pflicht. Kann Jemand, der weiß, was Leiden ist, solche Dienste gefühllosen und feilen Menschen überlassen?

Wilmot. Nein, Sie können das nicht. — Ihre warmen und gefühlvollen Herzen machen gewiß anderer Leiden zu ihren eigenen.

Herr Barclay. Ist das ein Wunder?

Wilmot. Für Sie keines! — Herzensgüte ist für Sie zu gemein, als daß es wunderbar seyn sollte. — Aber für mich, für mich, der ich von der Welt ausgethan, von meinen Verwandten verworfen bin, ist eine solche Menschenliebe kaum glaublich.

Herr Barclay. Euer Schicksal scheint sehr hart gewesen zu seyn: aber Ihr müßt euch deswegen keinen zu übeln Begriff von den Menschen überhaupt beybringen lassen.

Wilmot. Das will ich auch nicht. Ihr Beyspiel würde mich widerlegen. Aber meine Geschichte ; ; ;

Herr Barclay. Ich wünschte sie wohl zu hören, wenn euch die Erzählung davon nicht schmerzhaft wäre.

Wilmot.

Wilmot. Das kann sie nicht seyn, da ich Gottlob! mir nichts dabey vorzuwerfen habe; es müßte denn eine kleine Unvorsichtigkeit seyn, von der ich mich nicht frey sprechen will. Ich besaß ein Guth, von dem ich mein gemächliches Auskommen hatte. Gerade, da mein Vater starb, ward ich mündig. Bald darauf heurathete ich das gute Weib, das Sie gesehen haben. — Sie war von guter Familie, hatte aber kein Vermögen. Das Meinige reichte für uns beyde zu. Da ich aber meine Agnes aufs zärtlichste liebte, und ihr gern alle ersinnliche Gemächlichkeiten verschaffen wollte, wandte ich freylich mehr auf, als nöthig war, und sie selbst wünschte, so daß ich nichts auf die Zeit der Noth zurücklegte. Fünf Jahre lang lebten wir sehr glücklich, als ein entfernter Verwandter der Person, von der mein Vater das Guth gekauft, einen Anspruch darauf und den Kauf streitig machte. Die Sache kam vor Gerichte, und durch die Bosheit falscher Zeugen, verlor ich den Prozeß und ward aus dem Guthe geworfen.

Herr Barclay. Und hatten Sie denn keinen Freund, der sich Ihrer annahm?

Wilmot. Meine Verwandten waren mit mir unzufrieden, weil ich nicht nach Geld geheurathet hatte, und meine andern Freunde kehrten mir den Rücken, weil ich sie nicht mehr unterstützen konnte!

Herr Barclay. Leider, der Weg der Welt, und nicht ungewöhnlich.

Wilmot. Ein einziger Freund blieb mir übrig, der uns in sein Haus aufnahm, und eine Protestation über das gerichtliche Verfahren meiner Sache einleiten wollte; zum Unglücke aber starb er und ich mußte meinen Wanderstab ergreifen und zusehen, was das Schicksal aus mir machen würde. Ich miethete diese Hütte, wo ich durch die Arbeit meiner Hände mein Weib, diesen Engel des Trostes erhielt, die mir nie wegen des Unglücks, das ich über sie und meine Kinder gebracht, einen Vorwurf gemacht, bis ihre Krankheit und meine körperliche Schwachheit mich beynahe zur Verzweiflung brachten.

Herr Barclay. Beruhigen Sie sich. Ich hoffe, daß alles gut gehen soll. Vor allen Dingen müssen wir auf die Genesung Ihrer Frau bedacht seyn! — Ist die Person, die für Ihre Sache zeugen kann, noch am Leben?

Wilmot.

Wilmot. Ja.

Herr Barclay. Sehr gut, mein lieber Wilmot; ich besitze ein ansehnliches Vermögen, habe nur ein einziges Kind, und will Sie dabey unterstützen. Wenn ich bey der Prüfung finde, daß wir wahrscheinlicher Weise fortkommen, so verlange ich nichts weiter, als Ihr Versprechen, daß Sie mir meinen Vorschuß wieder erstatten, so bald Sie wieder zum Besitze Ihres Guthes gelangen.

Wilmot. Sir — eine so erstaunliche Güte gegen einen Fremdling ; ; ;

Herr Barclay. Kein Fremdling, Wilmot! Ich habe Ihren Vater gekannt. Er war mein Oberer auf der Universität. Ich habe oft von dieser Sache gehört, daß man dabey sehr ungerecht verfahren, und ich zweifle nicht, daß es gut gehen soll: mithin ist die Verbindlichkeit nicht groß, wenn ich Ihnen den kleinen Verlag vorschieße.

Wilmot. O die, die ich von Ihnen habe, werde ich Ihnen lebenslang nicht vergelten können, Bester der Menschen! solch eine Großmuth —

Herr Barclay. Was für Großmuth, da ich Bürgschaft genug habe?

Wilmot. Eine große Bürgschaft: das Wort einer Person, die mich nicht kennt!

Herr Barclay. Sagen Sie das nicht. Ich habe genug von Ihnen gesehen, um überzeugt zu seyn, daß Sie ein rechtschaffener dankbarer Mann sind: was brauche ich für größere Sicherheit?

Wilmot. Genug! Ich fühle mehr, als ich aussprechen kann — Kinder kommt, danket euerm Wohlthäter!

Rachel. O Sir! wollen Sie meinen Vater glücklich und froh machen?

George. Und meiner armen Mutter etwas Bessers, als die lieben Erdäpfel zu essen geben?

Wilmot. O ja, Kinder! Er will uns allen helfen. — Danket, danket ihm, lernt ihn lieben und verehren: und, wenn ihr euch durch ihn in einen bessern Zustand versetzt seht, so vergeßt nie euren Wohlthäter, nie den, der euch eurem Elende entriß!

Herr

Herr Barclay. Nichts mehr hiervon! Euer Dank übersteigt den Werth der Wohlthat. Ich werde mehr als zu belohnt seyn, wenn ich euch glücklich sehen werde.

Leonore kömmt sanft herein geschlichen. Herr Wilmot! Seine Frau schläft: ich hoffe, das soll ihr recht wohl thun — und Er? wie geht es Ihm?

Wilmot. O wohl, sehr wohl. Der Segen des Himmels ist überall mit Ihnen. Alles muß gut gehen, wo Sie hinkommen!

Herr Barclay. Wilmot! keine weitern Ausbrüche von Dankbarkeit. Gegen Abend werde ich euch, lieben Freunde, meinen Wagen schicken und euch zu mir bringen lassen. Hier könnt Ihr bleiben, entweder bis eure Sache aufs Reine gebracht ist, oder, wenn das sich nicht will thun lassen, bis ich einen Ort für euch ausgemacht, der eurem Stande gemäßer ist. Zu Leonoren. Herr Wilmot hat Ansprüche auf eine sehr ansehnliche Besitzung.

Leonore. Das freut mich: indessen kann das Glück zu der Hochachtung nichts hinzuthun, die ich für diese würdige Familie habe.

Wilmot. Englisches Geschöpf! — Wie werde ich jemals vergessen können . . .

Herr Barclay. Vergessen Sie nur nicht, warum ich Sie gebeten habe. — Mein Wagen soll bald hier seyn: halten Sie sich nur bereit. — Mittlerweile tragen Sie Sorge für sich!

Rachel. Wie Vater? in einer Kutsche sollen wir fahren?

Leonore. Ja, meine Liebe. Alle Tage und so oft euchs gefällt: und noch mehr, Ihr sollt recht artige kleine Bücherchen haben.

Rachel. Ey, das ist schön!

Herr Barclay. Lebt wohl, Kinder! Adieu, Wilmot.

Leonore. Leben Sie wohl, Herr Wilmot. — Gott behüte dich, Rachel: wir sehen einander bald wieder.

Wilmot. Jeder Segen begleite Sie!

Rachel. Tausend Dank!

Sie küßt Leonorens Hände, die sie umarmt. Wilmot begleitet Herrn Barclay bis an die Thüre, und kehrt dann zurück.

Wilmot.

Wilmot. O mein Gott! — wie kann ich dir jemals für deine erbarmende Güte genug danken! Den Augenblick, wo mein Herz brechen wollte, wo ich ohne Aussicht und ohne Hoffnung und der Verzweiflung nahe war, den Augenblick erscheinst du mit Hülfe und Rettung! Große, heilsame Lehre! Kann ich jemals wieder an deiner Fürsehung zweifeln, da ich sehe, daß wenn die Noth am größten ist, deine Hand uns zu retten, schon ausgestreckt ist. — Ich höre meine Agnes: o geschwind zu ihr, daß ich ihr diese glückliche Geschichte mittheilen kann! — O! wie wird sie sich freuen!

Ende.

Da die Gränzen dieses kleinen Drama nicht erlaubten, die Folgen dieses Auftritts hinzu zu setzen, so wird es dem Leser vielleicht nicht unangenehm seyn zu wissen, daß Frau Wilmot bald wieder hergestellt ward, daß ihr Mann durch Herrn Barclays Vermittelung seinen Prozeß gewann und wieder zum Besitze seines Vermögens kam, und daß beyde Familien eine Freundschaft errichteten, die sich nur mit ihrem Leben endigte.

Der
kleine Landbesuch.

Ein Drama
in
zwey Abtheilungen.

Vorzügliche Talente giebt der Himmel nicht so wohl zur Zierde als vielmehr zur Ausbildung der Seele.

Miß Moore Pastoral.

Personen.

Madame Montfort.

Julie, } ihre Töchter.
Henriette, }

Röschen, eine Pachters Tochter.

Dorchen, ein junges Frauenzimmer unter der Madame Montfort Aufsicht.

Schauplatz, ein Garten — ein Saal.

Erste Abtheilung.

Madame Montfort und Dorchen an dem Nähtische. Julie und Henriette im Fenster; wovon die eine ihre Puppe anzieht, die andere mit einem Joujou spielt.

Julie.

Was meynst du? nicht wahr? die Haube steht meiner Puppe recht schön?

Henriette. Ja wohl; ich wünschte, du machtest mir auch eine.

Julie. So? nicht doch; ich dächte, du machtest dir selbst eine.

Henriette. Ich würde damit nicht zu rechte kommen. Je nun, wenn du nicht willst, so macht mir Dorchen eine: — nicht wahr, Dorchen?

Dorchen. Was sagst du?

Henriette. Du sollst meiner Puppe so eine Haube, wie Julchen ihre machen?

Dorchen. Vielleicht —

Henriette. O nicht vielleicht, sondern ja.

Dorchen. Es kömmt drauf an, wie du dich aufführst, und ob die Mama will.

Henriette. Ich werde mich gut aufführen, und die Mama wird wollen.

Madame Montfort. Das wird sich zeigen.

Julie. O, ich werde meiner Puppe diesen Sommer viel, viel machen: denn auf dem Lande haben wir Zeit.

Henriette. Ich möchte wissen, was für Zeit?

Julie. Nun, sind nicht die Tage lang? und dann stehen wir früh auf.

Henriette. Ja, und dann laufen wir im Garten umher und pflanzen Blumen — wird das nicht viel Zeit kosten?

Julie. Weißt du denn, wie man die Blumen pflanzt, und sie warten soll?

Henriette. Das wird uns schon Jacob sagen.

Julie. Ich wollte, Pachters Röse käme: ich stelle mir ein recht dummes Ding vor.

Henriette. Und so albern in ihren Manieren! — Ich wollte sie im Voraus abmalen. — Den Kopf wird sie vor sich weg hängen, und kein Wort aus ihr zu bringen seyn, wie die kleinen Mädchen, die wir in Devonshire sahen.

Julie lachend. Ja, das war eine rechte Lust. Siehst du! so verneigten sie sich. Sie macht sie auf eine spöttische Art nach. — „Ja Miß, und Nein Miß," das war ihre ganze Antwort: und von allem, was wir wußten, wußten sie nichts.

Henriette. Weißt du noch, als wir sie fragten, ob sie tanzen, zeichnen, Nähterey lernten? Sie sperrten die Mäuler auf, als ob sie in ihrem Leben nichts davon gehört hätten.

Julie. Nun mache mich nur nicht zu lachen, wenn das Miß Röschen kömmt.

Henriette. Lache du nur nicht zuerst.

Dorchen. Aber — Jettchen!

Madame Montfort zu ihr. Stille! — thun Sie, als ob Sie es nicht hörten — es wird eine gute Lehre für sie geben.

Hen-

Henriette. Sagten Sie etwas?

Madame Montfort. Nein; ich sprach mit Dorchen.

Henriette. Wann wird sie nur kommen! es ist nicht manierlich, daß sie uns so lange auf sich warten läßt.

Julie. Sie fürchtet sich gewiß, sich vor unser einem sehen zu lassen.

Henriette. Sicher!

Sie lachen: es klopft jemand.

Madame Montfort. Mache doch Eins von euch auf — Herein!

Julchen und Jettchen kichern zusammen.

Die Vorigen, Röschen, sie verneigt sich auf eine anständige Art, ist einfach, doch wohl gekleidet. Henriette und Julie starren sie an und verbeißen das Lachen.

Madame Montfort. Komm näher, mein liebes Mädchen! Ich freue mich, dich zu sehen. Was machen deine guten Aeltern?

Röschen. Ich danke Ihnen, Madame: alles Gutes! sie lassen Sie herzlich grüßen!

Madame

Madame Montfort. Ich danke ihnen eben so herzlich. — Julie, gieb ihr doch einen Stuhl und nimm ihr das Körbchen ab.

Julie auf die Seite zu Henrietten. Ah wir sollen ihr gar aufwarten — Sie setzt ihr einen Stuhl hin: mit einer spöttischen Miene. Nun, beliebt es nicht sich zu setzen?

Röschen. Bemühen Sie sich ja nicht — ich kann schon stehen.

Henriette seitwärts. Ich dächts auch.

Röschen. Das Körbchen soll ich Ihnen übergeben, Madame. Es sind einige frisch gebrochene Kirschen aus unserm Garten, die Ihnen mein Vater zu einem Frühstücke schickt: Sie sollen es aber ja nicht übel nehmen.

Madame Montfort. Wer sollte ein so willkommnes Geschenk übel nehmen? sie sollen uns wohl schmecken: sage ihm, daß ich mich gelegentlich selbst bey ihm bedanken würde — Sie nimmt ihr das Körbchen ab und giebt es Dorchen. Wie stehts? hofft Ihr eine gute Aerndte?

Röschen. O ja, mit Gottes Hülfe.

Madame

Madame Montfort zu Julien. Warum steht Ihr da, und sucht nicht Röschen ein wenig zu unterhalten?

Julie leise. Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll.

Madame Montfort. Albernes Mädchen, ich verstehe dich; aber ::: Dorchen du gehst mit mir; und hilfst mich ankleiden. Mittlerweile werden die jungen Leutchen schon besser bekannt werden. Julie, du wirst schon Röschen die Zeit zu vertreiben suchen — Henriette, führe dich gut auf.

Madame Montfort und Dorchen gehn ab.

Die Vorigen. Eine Pause, während derselben in Verlegenheit.

Henriette zu Julien. Nun? warum redtst du denn nicht?

Julie. Du kannst so gut reden, als ich.

Henriette. Sobald, als mirs belieben wird, werde ich reden.

Julie. Und du bist nicht meine Hofmeisterin, daß du mir zu reden gebieten willst!

Hen-

Henriette. Sehr schnippisch!

Julie. Wie es sich auf solche Reden gehört. — Hat Sie Lust, Jungfer Röschen, meine Bücher hier in Fenster zu besehen?

Röschen. Sehr gern, wenn es Ihnen gefällt, Miß.

Julie nimmt ein paar Bücher herunter.

Henriette zeigt Röschen ein Joujou, das sie in der Hand hat. Kennt Sie das Ding?

Röschen. Nein, Miß; was macht man denn damit?

Henriette. Ich will's ihr zeigen! Sie spielt damit. — Nun, kann Sie es?

Röschen. Ich zweifle.

Henriette. Sieht Sie? So muß Sie es machen. Sie läßt es fallen — zieht den Faden ein wenig schnell an — und sieht Sie, wie er sich aufwindet — nun versuche Sie es!

Röschen versucht es. Ist so recht?

Henriette. Ja; es wird bald gehn — nur nicht so stark angezogen.

Röschen. Wie heißt man denn das Spielwerk?

Hen-

Henriette. Joujou: oder auch des Prinzen von Wallis Spiel, weil es dieser zur Mode gemacht hat.

Röschen. Ich habe nie etwas davon gehört.

Henriette. Und war doch schon vor Jahr und Tag so mode, daß es längst wieder außer der Mode ist; und ich spiele blos damit, weil ich es immer mit mir tragen kann.

Röschen. Mir däucht, es will auch nicht viel sagen: ich lobe mir ein Spiel, wo mehr Verstand dabey ist, oder wobey man einige Bewegung hat.

Julie. Ich auch.

Röschen. Sie sagten ja, Sie wollten mir einige Bücher zeigen.

Julie. Das will ich — Zu Henrietten. Sie spricht nicht übel.

Henriette. Und ist nicht so dumm, als ich dachte.

Röschen besieht die Bücher. Ah, das ist der Kinderfreund und Richardsons Fabeln.

Julie. Kann Sie Französisch? — Hier sind auch französische Bücher! O die sind schön!

Rös-

Röschen. Das kann wohl seyn: ich verstehe aber keines.

Julie. Warum lernt Sie es denn nicht?

Röschen. Mein Vater sagt, daß es mir nichts nütze, und daß ich nur meine Muttersprache gut lernen sollte.

Julie. Aber tanzen?

Röschen. Auch nicht.

Julie. O nicht tanzen? das ist mein Leben. Henriette, laß uns doch einmal eine Menuet tanzen. — Sie tanzen, Julie singt.

Julie. Nun die Schottischen Pas, Henriette. Sie tanzen wieder, Julie vorzüglich gut. — O ich bin ganz außer Odem — und doch liebe ich es mehr als Alles.

Röschen. Sie tanzen auch sehr gut.

Julie. Sie schmeichelt mir nur!

Röschen. Nein, das bin ich nie gewohnt: es kann aber seyn, daß ich es nicht genug verstehe.

Julie. O ja; Sie versteht es gewiß.

Henriette. Vermuthlich, weil sie dich bewundert.

Julie. Das ist sehr naseweiß.

Henriette. O Miß Julie scherzt bloß.

Julie. Ich? gewiß nicht.

Henriette. Schon gut; ich werde es der Mama sagen.

Julie. Das kannst du thun?

Röschen. Doch, Miß Julie — hier ist noch ein ander Büchelchen, ist es hübsch?

Julie. Welches meynt Sie?

Röschen. Der Prinz Libu.

Julie. O das ist blos ein Buch für kleine Knaben, und sehr ernsthaft.

Henriette. Ein Buch für kleine Knaben? und die Mama hat es selbst mit Vergnügen gelesen und so sehr gelobt.

Röschen. Ich möchte es wohl lesen.

Julie. Ich will es ihr leihen.

Röschen. Ich werde es mit vielem Danke annehmen.

Julie. Kann Sie auch singen?

Röschen. Nein.

Julie. O! da fehlt Ihr ja sehr viel.

Rös-

Röschen. Sie müssen nicht vergessen, daß mein Vater bloß ein Pachter ist.

Julie. Das ist freylich etwas. Vermuthlich wird also Ihr Vater schon zufrieden seyn, wenn Sie Käse und Butter machen lernt.

Röschen. Nicht ganz.

Julie. Ich lerne singen. — Hört Sie es gern?

Röschen. Sehr gern.

Henriette. Du willst dich gewiß gern hören lassen?

Julie. Du bist entsetzlich impertinent.

Röschen. Ich gestehe, daß ich Sie mit Vergnügen hören würde.

Julie. Ich bin aber so heiser.

Röschen. So bemühen Sie sich ja nicht!

Julie. O, wenn es ihr ein Vergnügen macht, so will ich es versuchen. Sie singt eine Arie.

Röschen. Allerliebst! — es ist auch ein gar schönes Liedchen.

Julie. In der That, Röschen; Sie hat recht viel Geschmack.

Röschen. Geschmack? Wie käme ich dazu?

Julie auf die Seite zu Henrietten. Wie natürlich sie ist!

Henriette. Sie gefällt mir nicht übel.

Julie. Aber, wenn Sie nicht tanzt, und nicht singt, womit vertreibt Sie sich denn die Zeit?

Röschen. O! es bleibt mir genug zu thun übrig.

Julie zu Henrietten. Vermuthlich melkt sie die Kühe!

Röschen. Nein, Miß, dazu halten wir Leute.

Julchen betreten. Nicht?

Röschen. O! Sie glaubten, ich hörte Sie nicht?

Julie beschämt. Verzeihe Sie mir!

Röschen. Ich bin darüber nicht böse. Sie wollten bloß scherzen.

Julie. Sie ist sehr gut — meine Absicht war nicht ...

Röschen. Mich zu beleidigen. Ich hoffe es, und weiß, daß man einen Scherz nicht übel nehmen muß.

Henriette. Bist du gefangen, Julie?

Julie. Du brauchst dich nicht darein zu mengen.

Die

Die Vorigen, Madame Montfort und Dorchen.

Madame Montfort die das letzte gehört. Nun; was giebts, Julie? was hast du mit deiner Schwester?

Julie. Nichts, Mama.

Madame Montfort. O! ich weiß es besser — was war es?

Henriette. Sie sprach spöttisch über Röschen.

Madame Montfort. Das ist sehr unartig, Julie! aber noch weniger artig ist es von dir, Henriette, daß du so schnell mit deiner Anklage bist, da ich dich eigentlich nicht fragte. Merkt euch doch, Kinder, daß wenn Ihr unter einander eure Fehler nicht zu bedecken und zu entschuldigen sucht, die Welt weit mehr noch die eurigen bekannt machen und verdammen wird. Wo sollten fehlerhafte Menschen eher auf Mitleid und Vergebung rechnen, als bey denen, die auch ihre gute Seite kennen, und von wem kann man sich dieß eher versprechen, als von Verwandten und Freunden! — Indessen entschuldigt dieß nicht Julien, und ich höre sehr ungern von deinem übeln Betragen.

Röschen. Es war ein bloßer Scherz, eine Kleinigkeit, liebste Madame.

Madame Montfort. Sehr gut, mein Kind, wenn du dir es gefallen läßt?

Röschen. O ja Madame.

Julie lebhaft. Es ist mehr, als ich verdiene. — Mama, ich verdiene Ihren Verweis. — Sie reicht Röschen die Hand. Vergebung, Jungfer Röschen!

Röschen. O ich bin gar nicht böse, liebe Miß es thut mir leid, daß ich die Veranlassung zu dieser kleinen Mißhelligkeit gegeben habe

Madame Montfort. Du bist ein gutes Mädchen: ich hoffe, meine beyden Töchter, werden ein gutes Beyspiel an dir nehmen — Komm und bleibe heute bey uns — wir wollen itzt zu Tische gehn.

Ende der ersten Abtheilung.

Zwey-

Zweyte Abtheilung.

Scene ein Garten.

Julie, Henriette und Röschen kommen aus dem Hause.

Julie.

Unser Garten wird ihr gewiß gefallen, Jungfer Röschen. Sie kann nicht glauben, wie es uns wohl thut, da wir so lange in London gesteckt haben.

Röschen. Vermuthlich sind Sie dort sehr eingeschlossen?

Julie. Ja wohl. — Wir wohnen, wie Sie wissen wird, in Berkeley-squäre. Des Morgens vor dem Frühstücke gehen wir mit unserer Aufseherin, die noch in der Stadt ist und Dorchen, auf diesem großen Platze ein Stündchen auf und nieder spatzieren.

Röschen. Das ist also wohl, wie ein Garten.

Julie. O nein; es sind Häuser auf jeder Seite und wo wir gehen, gepflastert. Es ist uns bloß um die Bewegung zu thun, und wird einem dabey Zeit und Weile lang.

Henriette. Wir gehen ja auch bisweilen in Park.

Julie. Je nun, freylich im Park, ist es sehr hübsch. — Da ist ein langer schattigter Gang: von beyden Seiten Bäume, und immer voller Menschen.

Röschen. Wie? keine Graßgänge? — keine Blumen?

Julie. O Blumen! da könnte man Jahre lang gehen, ohne eine zu sehen. — Und auf den Rasenplätzen darf Niemand gehen.

Röschen. Das wäre mir was? Nein, ich muß Blumen pflücken und auf dem Rasen frey herum springen können.

Julie. Ja freylich ist es auch traurig.— Indessen gehen wir bisweilen nach Kensigtongarten, aber selten: da ists schön: aber hier immer besser, wo wir nach Herzenslust spatzieren gehen können, wann es uns einfällt.

Rös-

Röschen. O! wir haben hier herrliche Spatziergänge. Erlaubt es Madame Montfort, so will ich Sie führen, und Sie sollen nur sehen!

Julie. Das wird mir ein groß Vergnügen seyn.

Henriette. Sie versteht wohl auch mit Blumen umzugehen?

Röschen. Nun ja; ich habe ein ziemlich großes Stück Garten, den ich in Ordnung erhalte.

Henriette. Sie ganz allein?

Röschen. Größtentheils. Außer dem Manne, der die Beete gräbt, thue ich das Meiste: säe, pflanze, begieße, binde die Blumen an, wenn sie groß werden; das alles macht mir aber viel Vergnügen.

Julie. Das kann ich mir vorstellen — was hat sie denn für Blumen?

Röschen. Allerhand, wie sie die Jahrszeit giebt, Hyacinthen, Narzissen, Veilchen, Tulpen, Rosen, Nelken u. s. w. auch viel Thymian für meine Bienen.

Henriette. Sie hat auch Bienen?

Röschen. Ja wohl, drey Stöcke.

Julie. Allerliebst! Und sie fürchtet sich nicht davor?

Röschen. Keineswegs. Ich beunruhige sie nicht, so stechen sie mich auch nicht.

Julie. Brauchen sie denn viel Wartung?

Röschen. Sehr wenig. Ich gebe ihnen den Winter über ein wenig Honig: gebe Achtung, wann sie schwärmen wollen, und sorge dann für einen Stock.

Julie. Schwärmen — was ist denn das?

Röschen. Wenn der Stock zu viel Volk bekömmt, so zieht ein großer Theil von den jungen Bienen aus und sucht sich einen andern Wohnplatz, wo sie sich Zellen bauen, dem sie ihren Honig anvertrauen.

Henriette. Wo nehmen sie denn den Honig her?

Röschen. Von den Blumen. Hier saugen sie durch einer Art von Rüssel es aus dem Kelche derselben heraus, wo es in ihren Beuteln zu Honig wird. Auch wälzen sie sich in dem gelben Blumenstaube herum, aus dem sie das Wachs zubereiten.

Hen-

Henriette. Ey, das ist doch artig! Und das weiß Sie alles? — Davon haben wir nie etwas gehört!

Röschen. O das ist bald gelernt.

Julie. Ich möchte wohl einen Bienenstock haben.

Henriette. Vielleicht — wir müssen es nur der Mama sagen.

Julie. Aber wir wissen ja nicht damit umzugehen.

Röschen. Das will ich Ihnen mit Vergnügen zeigen.

Julie. Dank! vielen Dank! — wie gut Sie nicht ist!

Henriette. Auch Blumenpflanzen?

Röschen. Von Herzem gern.

Henriette. Vortrefflich! — Was ist das hier für eine Blume?

Röschen. Rittersporn. — Da ist auch einer, von einer andern Farbe: und es giebt welchen von verschiedner Farbe: einiger ist auch gefüllt. — Sie sind jährig.

Henriette. Was heißt denn das, jährig?

Rös-

Röschen. Sie dauern nur Ein Jahr — dann muß der Saame aufgehoben und wieder gesäet werden. Der größte Theil unserer Blumen sind von dieser Art.

Henriette. Sie vergißt ja Rosen, Jasmin, Je länger, je lieber ;;;

Röschen. Dieß sind blühende Gesträuche.

Henriette. Was Sie nicht alles weiß! von dem allen wissen wir nichts.

Röschen. O nichts ist leichter, so bald man auf dem Lande lebt.

Henriette. Es hat Sie aber doch darinne wohl Jemand unterrichten müssen.

Röschen. Kein Mensch: ich brauchte nur Achtung zu geben!

Henriette. Und was wir wissen, wissen wir alles erst durch Unterricht und dünken uns doch dabey so weise! — Kein Wunder, da Sie Ihre Zeit so wohl anwendet! — Womit beschäftiget Sie sich denn sonst.

Röschen. Mit allerhand: ich spinne, nähe, stricke, lese auch, wann mir Zeit übrig bleibt: koche und backe, oder helfe wenigstens meiner Mutter dabey: sammle zu seiner Zeit,

Früchte

Früchte, Blumen und Kräuter zu verschiednen Absichten ein, wovon manche eingelegt, gescheelt und getrocknet werden müssen: ich habe die Aufsicht über unser Hühnervolk und den Milchkeller, und was der Geschäfte mehr sind, wovon jede Jahrszeit die seinigen hat.

Henriette. Ey! was man dazu gewandt seyn muß! — O, wenn ich doch das alles auch könnte!

Röschen. Sie haben das nach Ihrem Stande nicht nöthig. Ich aber — was wäre ich denn meinen Aeltern nütze? dafür bin ich hier.

Henriette. Ja, und diese Dinge sind doch weit nützlicher, als alles, was wir thun; und wenn wir nur immer das noch wären, was uns die Mama zu seyn wünscht: aber daran fehlt noch gar viel.

Röschen. O das werden Sie gewiß seyn.

Julie. Nein, nein; die Mama wünscht, daß wir fleißiger läsen, nicht mit so vielerley Tändeleyen die Zeit verderbten, weniger schwatzten und mehr auf andere Leute hörten: nicht so vorwitzig seyn und nicht so oft unter einander zanken möchten.

Rös-

Röschen. Und da sollten Sie nicht folgen? — o da sind Sie viel zu artig!

Henriette. Mannichmal — wenn es uns einfällt. Aber Sie hat heute selbst gesehen, wie albern ich mich aufführte — wie ich Sie für unwissend hielt, weil Sie nicht tanzen und singen konnte — Wie ich in Tag hinein schwatzte, ohne zu hören, was Sie sagte — wie unhöflich ich gegen Sie war und mich mit Julien zankte!

Röschen. O liebste Miß! wer so seine Fehler erkennt, der hat gewiß auch in Willens, sich zu bessern.

Henriette. Ich will wohl; vergesse es aber immer wieder — und dann wird mir immer so viel geschmeichelt. Außer meiner Mutter, Aufseherin und Dorchen, schmeichelt mir jedes im Hause.

Röschen. Pfuy, das ist nicht hübsch.

Henriette. Schmeichelt man Ihr denn nicht auch?

Röschen. Nein gewiß nicht. So bald ichs merkte, würde ich denjenigen verachten, der es thäte: denn es wäre ja eben so viel als ob er mich zu mehr Fehlern reizen wollte, wenn er mir weiß machen wollte, daß er sie für Tugen-

genden hielt. Er muß uns entweder aus bösem Herzen fehlerhaft wünschen, oder sich über uns lustig machen, oder einen gewissen Vortheil aus unsern Fehlern ziehen wollen.

Henriette. Ich glaube, Sie hat Recht, und ich will künftig gewiß mehr auf meiner Hut seyn. — Röschen, sage Sie mir es, wenn ich wieder einen Fehler begehe.

Röschen. Ah, Sie haben ja eine Mama, die es Ihnen besser sagen kann, als ich?

Henriette. Ja; wenn die Mama zugegen ist, nehme ich mich schon mehr in Acht.

Röschen. Und warum denn?

Henriette. Weil ich weiß, daß sie mich desto weniger lieben würde.

Röschen. Sollte sie aber wohl wünschen, daß Sie bloß gut scheinen, und nicht, daß Sie es auch wirklich seyn möchten?

Henriette. Ey, freylich wohl.

Röschen. Aber so erfüllen Sie ja nicht ihre Wünsche, wenn Sie weniger gut sind, wann sie Sie nicht, als wann sie Sie sieht.

Henriette. Das versteht sich! — Nun, ich will gewiß von Stund an recht gut seyn. — Sie wird doch recht oft zu uns kommen?

Rös-

Röschen. Mit vielem Vergnügen, wenn es Ihre Frau Mutter erlaubt.

Henriette. O das wird sie . . . eben kömmt sie: ich werde sie sehr darum bitten — nicht wahr Julchen, du wirst's auch thun?

Julie. Ganz sicher.

Die Vorigen, Madame Montfort und Dorchen.

Henriette läuft auf ihre Mutter zu. Nicht wahr, liebe Mama — Sie erlauben, daß Jungfer Röschen uns recht oft besucht?

Madame Montfort. Allerdings, so oft es nur ihre Zeit leidet — Selbst, wenn du Lust hast in ihren Lehrstunden: denn ich weiß gewiß, daß du sie mehr ermuntern, als in ihrer Aufmerksamkeit stören wirst.

Röschen. O! mit vielem Danke werde ich diese gütige Erlaubniß zu nützen suchen, so oft mich meine Aeltern entbehren können.

Madame Montfort. Aus deiner Bitte, Jettchen, sehe ich, daß du Röschens Werth endlich erkennst!

Hen-

Henriette. Ja wohl, liebe Mama. — O sie weiß so viel, und versteht sich auf Blumen, Bienen, Kochen und Backen.

Madame Montfort. Und du weißt vielleicht noch nicht alles. Sie wartet und unterrichtet ihre jüngern Schwestern, steht ihrer Mutter in jedem Theile der Haushaltung bey, näht die feinsten Sachen: sie hat selbst recht viel Gutes schon gelesen und dadurch ihren Verstand und ihr Herz gebildet. Verzeihe mir, Röschen, daß ich dich so ins Gesicht lobe: allein ich wünschte bey der Gelegenheit den jungen Mädchen eine Lehre zu geben, die sich den Morgen einbildeten, weil sie gewisse Vortheile im Unterricht und der Erziehung vor dir voraus haben, du müßtest unwissend und ungeschickt seyn. Jetzt sehen sie von beyden das Gegentheil und fangen an einzusehen, wie weit schätzbarer und wichtiger viele deiner Geschäfte als die ihrigen sind.

Röschen. Aber, in der That, Madame, irren sich die jungen Frauenzimmer nicht; — ich bin sehr unwissend.

Madame Montfort. Du bist sehr bescheiden: ein neuer Vorzug von dir und eine gute Lehre für sie! Ueberdieß, Kinder, ist

Röschen gar nicht so fremd in den leichten Geschicklichkeiten, die Ihr so sehr bewundert. Ich habe Muster von Blumen gesehen, die sie gezeichnet und wo sie die Natur blos zur Lehrmeisterin gehabt, welche viel Anlage verrathen, und wo sie bey einer kleinen Anführung es bald zu einer großen Fertigkeit bringen könnte: eben so hat sie ein recht feines Stimmchen.

Röschen. O Madame, Sie machen mich zu roth!

Henriette. Wie? sie kann singen?

Röschen. So viel als nichts — ein kleines Landliedchen, so wie wir Mädchen bisweilen bey der Arbeit singen.

Henriette. Sie sagte aber den Morgen, sie könnte es nicht.

Röschen. Sie fragten mich blos, ob ich es gelernt hätte: das konnte ich aber mit Wahrheit sagen, daß ich nie einigen Unterricht gehabt.

Henriette. Ich bin nunmehr vollkommen von dem überzeugt, was Sie mir so oft gesagt haben, daß ich durch mein allzuvieles Plaudern, durch meine Selbstsucht, und durch die wenige Aufmerksamkeit, die ich andern schenke,

einen

einen großen Theil des Vergnügens und Unterrichts verliere.

Madame Montfort. Sehr wahr! — Wenn du nicht mit deiner vorzüglichen Geschicklichkeit im Singen und Tanzen vor Röschen hättest glänzen wollen: so würdest du eher von ihren Verdiensten seyn überzeugt worden, und manches Nützliche und Angenehme von ihr haben lernen können. — Du würdest dir deine Unartigkeit und mir die Beschämung ersparet haben, dich unhöflich, ungesittet und unschicklich handeln zu sehen.

Henriette. Mama —

Madame Montfort. In der That, so hast du gehandelt. — Du wirst aber von nun an einsehen, daß alle die artigen kleinen Talente, auf die du dir so viel zu Gute gethan, keine wesentlichen Vorzüge gewähren, indem sie dich weder weiser, noch demüthiger, noch gefälliger in andern Augen machen.

Julie. Wir sollten also wohl weder singen noch tanzen lernen?

Madame Montfort. Das nicht; — es gehört zu der Erziehung, die dem Stande zur Zierde gereichen, den Ihr einst auszufüllen

habt. Ihr sollt euch aber deswegen nicht einbilden, daß Ihr etwas Bessers seyd, als diejenigen, denen ihre Umstände und ihre Lage einen solchen Unterricht nicht erlauben. — Ihr würdet Unrecht thun, wenn Ihr es nicht lernen wolltet: aber es ist kein Verdienst diese Talente zu besitzen, da jede andere Person es vielleicht eben so weit, wo nicht weiter bringen würde, wenn sie dieselbe Gelegenheit hätte. — Daher solltet Ihr allezeit bedenken, daß eine Vorschrift, die euch lehrt, euer Betragen weiser einzurichten, und eure Begierden zu mäßigen, weit mehr Werth hat, als das schönste Singen, und reizendste Tanzen.

Henriette. O ich fühle, daß Sie vollkommen Recht haben.

Madame Montfort. Selbst vorzügliche Geschicklichkeiten sollten uns weder stolz, noch eitel machen. — Wenn Ihr besser leset oder schreibt, als andre Kinder eures Alters, euch besser zu betragen wißt, oder talentvollere Eigenschaften besitzet; so vergeßt nicht, daß Ihr weit mehr Gelegenheit gehabt, dieselben auszubilden. — Nicht jedes Kind hat einen Vater, der dazu die Kosten hergeben will oder kann.

Julie.

Julie. Aber auch nicht immer eine Mutter, die sich mit Ihren Kindern solche Mühe giebt, wie Sie sich mit uns.

Madame Montfort. Eine Pflicht, die ich nur zu gern erfülle, zumal wenn ich sehe, daß Ihr durch eure Folgsamkeit mich dafür belohnt. — Dann lernt allezeit auf den Unterschied der natürlichen Fähigkeiten sehen: der Besitz derselbigen giebt uns keinen Vorzug, denn wir haben ihn nicht von uns: und was die Erziehung anbetrifft, so hängt er von andern ab. — Wenn wir dieß überlegen, so werden wir nicht leicht Veranlassung finden, etwas lächerlich zu machen oder zu verachten. Mitleid und ein Wunsch es zu verbessern, sollen blos unsere Empfindungen seyn. — Denken wir endlich nach, wie viel Gelegenheiten wir selbst verabsäumet haben, wo wir mehr hätten lernen können, als wir wirklich gelernt haben; so werden wir gewiß eben so viel Nachsicht gegen diejenigen haben, die noch mehr Zeit verloren haben, als wir selbst.

Julie. Ah Mama! Ich verspreche Ihnen künftig aufmerksamer und weniger eitel zu seyn.

Henriette. Auch ich verspreche es Ihnen, liebe Mama.

Röschen. Ich werde mir ebenfalls Ihren Unterricht zu Nutze machen, und danke Ihnen recht sehr dafür, liebe Madame.

Madame Montfort. Du bist ein recht sehr gutes Mädchen, mein liebes Röschen! — Hoffentlich wirst du uns recht oft besuchen, und der Umgang mit meinen Töchtern wird dir auch in mancher Absicht zuträglich seyn — Kommt in Saal; denn der Thee wird da auf uns warten.

Empfindsamkeit.

Ein Drama
in
zwey Abschnitten.

Ein Klageton, ein Ach! ein Auge voller Zähren,
Und was das Mitleid sonst noch für Gewänder trägt,
Sind nicht das Mitleid selbst; durch äußern Schein erklären
Sie blos, welch ein Gefühl sich in dem Herzen regt:
Allein dieß Außenwerk empfindelnder Geberden,
Kann, ungern sag' ich es, leicht nachgeäffet werden.

Empfindsamkeit — Miß Moore.

Personen.

Madame Melville.

Madame Rivers.

Cecilie, Tochter der Madame Rivers.

Isabelle, Tochter der Madame Melville.

Christiane, Mädchen der Madame Melville.

Schauplatz, ein Wohnzimmer bey Madame Melville.

Erster Abschnitt.

Ein Tisch mit weiblichen Arbeiten und Büchern.

Christiane. Cecilie und Madame Rivers treten herein.

Christiane.

Belieben Sie herein zu spatzieren: — ich will Ihre Ankunft gleich meiner Frau melden, die mit Miß Melville im Garten ist. — Seyn Sie indessen so gütig und nehmen Sie Platz!

Sie setzt Stühle und sie setzen sich.

Madame Rivers. Ich danke, Christiane; übereile Sie nur nicht Madame.

Christiane geht ab.

Cecilie. Dieß ist ein hübsches Zimmer, Mama.

Madame Rivers. Sehr hübsch, ich freue mich es wieder zu sehen.

Cecilie. Es ist wohl ziemlich lange, daß Sie nicht hier gewesen sind?

Madame Rivers. Beynahe zwey Jahr: denn so lange ists, daß Madame Melville in Angelegenheiten Ihres seligen Mannes in Jamaica gewesen.

Cecilie. Wie werden Sie sich nicht freuen, einander wieder zu sehen, und welch einen heitern Tag verspreche ich mir!

Madame Rivers. Allerdings wird es für mich ein großes Vergnügen seyn.

Cecilie. Und wie groß erst für ihre Tochter, die ihre Mutter nach einer Abwesenheit von zwey Jahren wieder sieht! — Ich könnte sie beneiden, wenn ich nicht diese bey der besten Mutter zurückgelegt hätte.

Madame Rivers. In der That hat sie durch ihre lange Abwesenheit viel verloren, da sie eine gute Erzieherin ist.

Cecilie. Und welche Lehren sind geschickter auf das Herz einer Tochter Eindruck zu machen, als die einer Mutter, deren Tadel aus Liebe kömmt, so wie ihre Lobsprüche der größte Stolz eines Kindes sind!

Madame Rivers. Ganz gewiß müßte ein Kind sehr hartnäckig seyn, wenn es nicht auf den Unterricht einer zärtlichen Mutter hören wollte. — Madame Melville hat einen gerechten Anspruch auf ihrer Tochter größte Zärtlichkeit, nicht nur wegen der Güte ihres Herzens und Verstandes, sondern auch wegen der Aufopferungen, die sie ihretwegen gethan. — Als Herr Melville starb, hinterließ er seine ansehnlichen Besitzungen in Jamaica seiner kleinen Tochter. Bey genauer Erkundigung fand sich, daß diese durch ihren Geschäftsträger sehr übel verwaltet würden, und daß bloß durch die Gegenwart einer Person, deren eigner Vortheil damit verbunden wäre, ihr Ertrag um die Hälfte könnte erhöhet werden. Sie entschloß sich also ungeachtet ihrer äußersten Furcht vor der See, dahin zu gehen, und ihre Freunde, Schwester, ja ihr eigen Kind in England zu lassen. Dieß ist geschehen: sie hat diese beschwerliche Reise unternommen, dort alles in den blühendsten Zustand versetzt und kömmt nun zurück, den Lohn ihrer Arbeit zu genießen.

Cecilie. Ein liebenswürdiger Charakter! Eine kleine Pause. Dieß Zimmer gefällt mir ausnehmend; es ist so still und ruhig — ah, Mama,

ma, dort auf dem Tische liegt ein Buch, darf ich es wohl ansehen?

Madame Rivers. Warum nicht? Es liegt aufgeschlagen vor Jedermanns Augen: sonst würde ich es nicht billigen, selbst in gedruckten Büchern, wenn sie aufgestellt sind, in einem fremden Zimmer ohne Erlaubniß herum zu stören.

Cecilie geht hin und liest den Titel. „Die Schönheiten des Sterne!*)“ — Miß Melville's Name forne drinne? — Ich kenne das Buch nicht, Mama.

Madame Rivers. Weil ich dir es noch nicht in die Hände gegeben. Es hat zwar viel Verdienst in Absicht auf den guten Vortrag und lebhaften Ausdruck der menschenfreundlichsten Empfindungen: doch würde ich es dir noch itzt nicht zu lesen rathen. Nach meiner Meinung empfiehlt es den entkräftenden Geist der Empfindsamkeit zu sehr, wider den ich so manche Einwendung habe ... doch Madame Melville mit Isabellen —

Madame

*) Verf. der bekannten empfindsamen Reisen.

Madame Melville und Isabelle.

Madame Melville. Wie sehr freue ich mich, Sie wieder zu sehen, meine liebste Freundin!

Madame Rivers. Auch ich freue mich von ganzem Herzen. Bald fürchtete ich, wir würden auf immerdar getrennt seyn! — Dieß ist Miß Melville? — O wie groß gewachsen! beynahe hätte ich sie nicht gekannt!

Madame Melville. So, wie ich nicht Ihre liebe Tochter. — Ich muß diese jungen Leutchen zusammen näher bekannt machen.

Sie führt Cecilien und Isabellen zusammen, die sich mit einander in ein Gespräch einlassen.

Madame Rivers. Ihr Umgang wird meiner Tochter zur Ehre und zum Vergnügen gereichen.

Madame Melville. O beynahe hätte ich vergessen, mich zu entschuldigen, daß ich Sie so lange habe warten lassen! Ich war aber aus dem Garten ein wenig aufs Feld gegangen, so daß mich Christiane erst suchen müssen. — Sie hätte Sie auch wohl in unser Besuchzimmer führen können.

Madame

Madame Rivers. Keine Entschuldigung! Ich liebe dieß, weil ich es von langen Zeiten her kenne.

Madame Melville. Ich habe es seit meiner Zurückkunft meiner Tochter eingeräumt, und sie hat schon ihre Bücher und Arbeiten hereingetragen — sie mag die Unordnung verantworten — Lächelnd.

Madame Rivers. Ich sehe eine solche Unordnung, wo man Bücher und Arbeit findet, in der Stube einer jungen Person nicht ungern.

Isabelle in einem sehr empfindsamen Tone. Sie würden in besserer Ordnung seyn, liebe Mama, wenn Sie mich nicht abgerufen hätten. — Ueberdieß — weiß ich kaum noch, wo mir der Kopf steht.

Madame Rivers. Kaum glaube ich, daß Sie sich noch von der Freude, Ihre liebe Mutter zu sehen, wieder erholet haben.

Isabelle. Gewiß nicht, beste Mama! — In der That kann man es eine Wiederherstellung, eine Genesung nennen, denn das Gefühl meiner Glückseligkeit stieg so hoch, daß es mich fast zu Boden warf. Ein solches Vergnügen

ist

ist beynahe zu drückend, um es ertragen zu können.

Madame Rivers blickt sie mit einiger Verwunderung an.

Madame Melville. Auch das meinige war, und ist noch sehr groß! — Wieder aufs neue zu meinen Freunden, meiner Schwester und Tochter zurück zu kehren, ist in der That ein Glück, das mich für alle Leiden der Abwesenheit reichlich belohnt!

Madame Rivers. Ohne Zweifel finden wir für jedes Opfer, das wir unserer Pflicht bringen, früher oder später, die Belohnung. Selbst das Bewußtseyn, sie erfüllt zu haben, ist mit einem Troste verbunden, der alle Vortheile übersteiget, die uns eine Abweichung von derselbigen gewähren könnte.

Madame Melville. Sehr wahr! Es that mir zwar weh, England, und meine Tochter zu verlassen. Die Ueberzeugung aber, daß diese Reise für ihre künftige Glückseligkeit nothwendig sey, die Furcht, wenn ich sie mitnähme, ihre, damals sehr zärtliche Gesundheit vieler Gefahr auszusetzen, und daß ich sie hier in guten Händen ließ, bestimmten mich zu dem Entschlusse, und er hat mich nicht gereuet.

Isabelle.

Isabelle. Es war aber etwas Entsetzliches, sich See und Stürmen so auszusetzen!

Madame Melville. Wir sind überall Gefahren ausgesetzt, mein Kind, wenn sie sonst die Fürsehung über uns verhängt hat, und die Vorstellung davon besteht oft mehr in unserer Einbildung — doch, liebe Freundin, hätten Sie nicht Lust mein Gewächshaus zu besehen? — Ich habe einige seltene Pflanzen mit aus Westindien mitgebracht.

Madame Rivers. Herzlich gern. — Wollt Ihr hier bleiben, Kinder, oder mit uns gehen?

Madame Melville. Sie mögen hier bleiben, sie werden sich desto eher mit einander bekannt machen. Beyde Mütter gehen ab.

Cecilie und Isabelle.

Isabelle. Wir wollen uns setzen, meine liebe Miß Rivers! Setzen sich Sie glauben nicht, was ich mir für Freude von Ihrer Bekanntschaft verspreche!

Cecilie. Meine Mutter wird sich unsrer Freundschaft herzlich freuen; denn sie schätzt die Ihrige über alles.

Isabelle.

Isabelle. Mir wird es unendlich viel Vergnügen machen: — ja, ich muß Ihnen sagen, daß ich mein Herz schon von der wärmsten Liebe durchdrungen fühle. — O süße Cecilie! dürfte ich mir das auch von Ihnen schmeicheln?

Cecilie. Sie können drauf rechnen, daß mein Herz bey einer nähern Bekanntschaft für Ihre Güte nicht undankbar seyn wird.

Isabelle. Sie sind sehr gütig! — In einem weinerlichen Tone. Bisher bin ich in meinen Freundschaften sehr unglücklich gewesen.

Cecilie lächelnd. Ich dächte, in Ihren Jahren wäre das noch zu frühzeitig.

Isabelle kläglich. Und doch leider! — Ich habe freylich das Unglück ein zu weiches Gefühl zu haben. Sie können nicht glauben, was ich schon gelitten habe und noch leide — ja, in dem Augenblicke leide!

Cecilie. Sie erschrecken mich! Wie so denn?

Isabelle wischt sich die Augen. Ach, meine liebe Cecilie! bey der unaussprechlichen Freude über die Rückkunft meiner Mutter, empfinde ich einen bittern Schmerz.

Cecilie. Lieber Himmel! worüber denn?

Isabelle umarmt sie. Liebenswürdiges Mädchen! ach! ich sehe, Sie sympathisiren mit mir.

Cecilie. Ganz gewiß; doch Sie würden mir nicht so viel gesagt haben, wenn Sie mir nicht auch die Ursache Ihres Kummers mittheilen wollten.

Isabelle. Allerdings, meine englische Freundin *). — Von Ihrer Zärtlichkeit erwarte ich den einzigen Trost in meiner traurigen Lage. — Wie sehr wird mich nicht Ihr menschenfreundliches und sanftes Herz bemitleiden, wenn es meinen erlittenen Verlust hören wird.

Cecilie. Und was könnte denn das für einer seyn, da Sie Ihre liebe Mutter wieder haben?

Isabelle. Auf dem Landguthe meiner Base, wo ich mich während meiner Mutter Abwe-

*) Die übertriebenen Ausdrücke Isabellens sind auch Anwandlungen einer falschen Empfindsamkeit. — Bey den gemeinsten Gelegenheiten sich solcher zu bedienen, ist abgeschmackt und unnatürlich.

Abwesenheit aufhielt, errichtete ich eine brennende, unauflösliche Freundschaft mit einem jungen Frauenzimmer von Ihrem Alter. — Ja, mir däucht, sie hatte viel ähnliches mit Ihnen — dieselben sanften Gesichtszüge, dasselbe süße Lächeln!

Cecilie umarmt sie. Ach Isabelle! Ersparen Sie sich die Vergleichung. — Schon genug, wenn Sie mir sagen, was Sie erlitten haben. — Ich habe zwar außer meiner Familie, nie eine so innige Freundschaft errichtet, doch kann ich mir Ihre Empfindungen dabey vorstellen. — Ist denn aber dieses zärtliche Band nun auf ewig getrennt?

Isabelle. O! da sey Gott für!

Cecilie. Wie? So habe ich Sie wohl unrecht verstanden. Ich glaubte, Sie wollten damit sagen, daß sie todt sey.

Isabelle. Ach, das wohl nicht! denn, wie könnte ich einen solchen Fall überlebt haben. Ist es nicht Unglücks genug von ihr getrennt zu werden?

Cecilie. Also fürchten Sie vielleicht, sie nie in Ihrem Leben wieder zu sehen.

Isabelle. Auch das nicht: — denn sie wird den größten Theil des Sommers bey mir zubringen.

Cecilie. Ich verstehe Sie nicht — worüber beklagen Sie sich denn also?

Isabelle. Daß ich — ach! daß ich itzt von ihr getrennt seyn muß.

Cecilie. Eine Abwesenheit von etlichen Monaten? Diese wäre, dächte ich, doch noch wohl zu ertragen.

Isabelle ein wenig betreten. Aber ich war so gewohnt, sie täglich zu sehen — es ist ein allerliebstes Mädchen — und mein Unglück ist eine zu große Empfindsamkeit.

Cecilie. Kann die Empfindsamkeit wohl ein Unglück seyn — uns zur Qual werden? Ich bin gelehrt sie als eine Quelle der Menschenliebe und Freude anzusehen. Zwar begreife ich wohl, daß sie uns bisweilen Kummer verursachen kann, wenn wir z. B. unsern Freunden in Krankheiten oder andern mißlichen Umständen, nicht helfen können, wann wir gern helfen wollten: allein erwärmt und stärkt nicht auch ein guter Wunsch unser Herz, und, wenn wir unsre Angst zu unterdrücken und den geliebten

liebten Kranken kräftig beyzustehen suchen, fühlen wir da nicht einen Trost, der uns den Kummer über sein Leiden zur Hälfte vergütet?

Isabelle. Aber zum Unglücke empfinde ich so viel, daß ich nicht vermögend wäre, denen Beystand zu leisten, die ich liebe: die Gegenwart des Geistes verläßt mich, und ich bin ganz außer Stande, ihnen eine Handreichung zu thun.

Cecilie. Verzeihen Sie mir, wenn ich dieß für eine Schwachheit halte, die wir durchaus sollten zu bekämpfen suchen: unser Gefühl wird uns da ja ganz unnütz, ja mehr als unnütz? es entkräftet uns, so bald es uns nicht zur Hülfe thätig macht. Was nützt dem Unglücklichen mein Gefühl, wenn ich es nicht zu seinem Besten äußere?

Isabelle. Ich sympathisire mit ihnen: allein meine Kräfte unterliegen meiner Empfindung.

Cecilie. Noch einmal, ich verstehe Sie nicht.

Christiane tritt herein. O liebe Miß Melville, es ist ein traurig Ding vorgefallen.

Isabelle. Himmel! Was denn? Ich erschrecke, daß ich ganz außer mir bin.

Christiane. Beunruhigen Sie sich nur nicht zu sehr! ein Glück, daß es nichts Schlimmeres ist, ob es Ihnen gleich unangenehm seyn wird.

Isabelle. So sage Sie nur geschwind, was es ist!

Christiane. Je nun, Ihr Papagey hat sich ziemlich verwundet.

Isabelle Himmel! wie ist denn dem armen Thierchen das Unglück wiederfahren?

Christiane. Er stund auf seinen Stängelchen, als unsre große Docke in die Stube trat. Papchen ward scheu, flatterte umher, und in den Glasschrank, wo er eine Scheibe einstieß, und sich ziemlich derb in die Füße schnitt.

Isabelle im höchsten Ausdrucke der Angst. Daß Gott erbarm! was soll ich thun! was anfangen?

Cecilie. Aengstigen Sie sich nur nicht so sehr, liebe Miß: es wird vielleicht nicht so viel zu bedeuten haben, lassen Sie uns nur zu sehen, ob wir nicht etwas um die Wunde schlagen sollten.

Isa:

Isabelle. Ach! ich kann es nicht ersehen: thue Sie es Christiane!

Christiane. Ich wollte gern: ich habe mir aber gestern, wie Sie wissen, die Hand verbrannt, und es muß ihn nothwendig jemand halten: denn er ist so unbändig, und läßt sich ohnedieß von niemanden, als Ihnen gern angreifen.

Isabelle. Kann es denn nicht Thomas thun?

Christiane. Der ist weggeschickt.

Cecilie. Ich will es gern thun. Und wenn es mir auch weh thut, so muß man ihm doch vor allen Dingen zu helfen suchen.

Isabelle. Sie sind sehr gut.

Cecilie. So kommen Sie und führen mich nur zu ihm.

Isabelle. O ich kann ihn nicht sehen.

Cecilie. Ihn nicht sehen?

Christiane. Das arme Ding kennt Sie und wird gewiß gleich weit ruhiger seyn.

Isabelle. O! es wird mir gewiß schlimm werden.

Cecilie. Pfuy, Miß! Wenn Ihnen schlimm wird, laufen Sie ein paarmal im Garten auf und nieder, so wird Ihnen schon wieder wohl werden.

Isabelle. Ach! wer doch Ihren Muth hätte!

Cecilie. Ich dächte, darzu gehörte eben so viel nicht: wenn man kein größer Unglück;;

Isabelle. Unglücks, genug dächte ich!

Cecilie. Der Himmel lasse Sie kein größers erleben — Kommen Sie, kommen Sie! Sie zieht sie am Arme mit sich fort.

Christiane. Das ist ein allerliebstes junges Mädchen: lauter Geist und Leben! — Isabelle hingegen, das ist ein beständig Geseufze und Gewinsele — sie spricht wie sie geht — immer als ob sie jemanden zu Grabe begleitete ;;; ha, unsere Damen —

Madame Rivers. Madame Melville.

Madame Melville. Wo sind unsere Töchter, Christiane?

Chri;

Christiane. Bey unserm Papagey, der sich ein wenig den Fuß verletzt, und dem sie wollen zu helfen suchen.

Madame Melville. Gut. —

Christiane geht ab.

Madame Melville. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich mich freue, Sie, liebe Freundin, wieder bey mir zu sehen; nur fürchte ich Sie durch mein Geschwätz zu sehr zu ermüden.

Madame Rivers. Wie können Sie das denken? Sie wissen ja, wie viel Antheil ich an Allem nehme, was Sie angeht: ja ich wünsche frey und ohne Zurückhaltung mit Ihnen zu sprechen.

Madame Melville. Das ist auch mein Wunsch: und da einer Mutter nichts mehr als ihre Kinder am Herzen liegt, so dächte ich, wir schwatzten von den unsrigen. Ich bin mit meiner Isabelle nicht ganz zufrieden.

Madame Rivers. Wie so? ich dächte, sie wäre ein sanftes, empfindungsvolles Mädchen.

Madame Melville. Sie hat viel gute Eigenschaften, nur fürchte ich, daß sie eine der liebenswürdigsten so weit treibt, daß ich wünsche, sie hätte sie nicht: sie findet beständig so viel Veranlassung zu Kummer, daß sie ihres Lebens nicht froh und diese für sie eine beständige Quelle von Unzufriedenheit seyn wird.

Madame Rivers. Und das ist?

Madame Melville. Eine zu große Empfindsamkeit.

Madame Rivers. Das wundert mich.

Madame Melville. Ich hätte es freylich sonst für ein großes Unglück gehalten, wenn ich bey einem Kinde von mir einen Mangel dieser Eigenschaft gefunden hätte: ich sehe aber an Isabellen, wie sehr die unvermeidlichen Uebel des menschlichen Lebens dadurch vermehrt, ja so gar da welche erzeugt werden, wo sie eigentlich nicht sind; so daß ich in der That glaube, ich würde, wenn ich noch ein Kind zu erziehen hätte, dieser scheinbar liebenswürdigen, aber unglücklichen Eigenschaft aus allen Kräften entgegen arbeiten.

Madame Rivers. Wie? die Empfindsamkeit, das erste und beste Geschenk des Himmels? — und dieses wollten Sie Ihrer Tochter zu rauben suchen — Sie ist nicht nur der lieblichste Schmuck der Jugend, sondern auch die Hauptquelle ihrer Tugenden. — Kaum wird man ohne sie große und edle Handlung von ihr erwarten dürfen. Ja, haben Sie je von einem wahrhaftig großen Charakter gehört, dem es an dieser Eigenschaft gefehlt hat? — Und von wie mancher herzinnigen Freude ist sie nicht begleitet! Wie angenehm und wahr ist, was eine gewisse Schriftstellerin darüber sagt:

„Kalt und todt würden die geistigen Kräfte der Seele ohne diesen belebenden Funken der Gottheit liegen. Die reichen Materialien der Mine zu entreißen, die Masse des Verstandes zu verfeinern, das Harte zu schmelzen, das Kalte zu beseelen und des Himmels eignen Stempel auf das Gold der Natur zu prägen; dem unsterblichen Geiste seinen richtigsten Ton zu geben, das, o Empfindsamkeit ist ganz dein Werk!“

Madame Melville. In Ansehung der Annehmlichkeiten und des Reizes, den die Em-

Empfindsamkeit giebt, bin ich vollkommen Ihrer Meynung, meine liebste Freundin; aber nur in Einem Punkte denke ich verschieden von Ihnen. War nicht Cato ein großer Charakter? und doch war so er wenig empfindsam, daß er nicht eine Thräne über den Leichnam seines, eben in der Schlacht gefallenen Sohnes vergoß.

Madame Rivers. Und doch war er es. Fürs erste müssen wir die Erziehung der Römer nicht vergessen. Man muß bedenken, daß ihr Vaterland der Hauptgegenstand ihrer Liebe war, und daß man sie lehrte, alle Rücksichten zu vergessen, die sich zwischen diese Pflicht eindrängen wollten. Mithin, als Cato den todten Körper seines Sohnes sah, weinte er darum nicht über ihn, weil die wahre Empfindsamkeit seine Seele zu der Vaterlandsliebe erhub, so, daß er jenen willig als ein Opfer für Rom hingab. — Er wünschte ferner die sinkenden Römer zu erheben, in dem er ihr Leben wenig theurer in ihren Augen machen wollte, wann sie sähen, daß er, den sie sich zum Muster und Beyspiele nahmen, sich mit so vieler Standhaftigkeit, von einem Leben trennen konnte, das ihm lieber, als sein eignes war. — Konnte wohl etwas anders, als die

Em-

Empfindsamkeit dieses hohe Gefühl von Pflicht, diese heldenmüthige Entschließung in ihm erweckt haben?

Madame Melville. Aber das ist es eben, worüber ich klage. Die Empfindsamkeit, wenigstens die, die ich zu sehen gewohnt bin, entkräftet und schwächet die Seele; zerstöret jene heldenmüthige Entschließung, die Pflicht seiner Empfindung vorzuziehen.

Madame Rivers. „Die Empfindsamkeit, die ich zu sehen gewohnt bin:" Diese Worte erklären mir, was Sie damit sagen wollen.

Madame Melville. Also glauben Sie, daß es zweyerley Arten von Empfindsamkeit gebe.

Madame Rivers. Ganz gewiß. — Oder, vielmehr würde ich sagen, daß das, was man gemeiniglich mit diesem edlen Namen belegt, ihn nicht verdienet; und, darf ich es sagen? — nachdem, was ich von Miß Melville gesehen habe; so ist dieß ihre Empfindsamkeit, obgleich mit der wahren vermischt und vereiniget. Ich berufe mich hier auf die von mir bereits angezogene Schriftstellerin, wo jede Zeile Verstand und Nachdruck hat:

Nicht

— — Nicht ist's Empfindsamkeit,
Wenn uns ein Sperling stirbt, zu heulen
und zu schrey'n,
Und in erkünstelten Extasen auszuströhmen.

Bey mir muß die Empfindsamkeit eine Springfeder der Handlung seyn — zu einem edelmüthigen und festen Betragen leiten, und die Grundlage zu jeder werkthätigen Tugend abgeben. Ich wünsche, daß junge Leute mit Wohlwollen und Güte jedes Geschöpf behandeln, nicht aber ihre Zärtlichkeit und Liebe bloß auf Eine Gattung einschränken möchten — daß sie jedem unglücklichen Wesen, das in Aengsten ist, mit Hülfe beystehen:

Doch nicht mit zitterndem Blick des großen
Triumpfs sich rühmen,
Einer Spinne Geweb ein Mückchen entrissen zu haben.

Eben so wenig wünschte ich, daß sie das Wort Empfindsamkeit immer im Munde führten, ob es gleich ihre Herzen nie verlassen sollte. Es muß sie beseelen, aber nicht niederschlagen; ihre Seelen stärken, doch nicht entkräften.

Madame

Madame Melville. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, liebe Freundin; aber, wie soll man junge Leute lehren, die Gränzlinie ziehen?

Madame Rivers. Dadurch, daß man sie dieselbe nie ohne Verweis überschreiten läßt, sie nicht ihres zarten Gefühls wegen mit Lobsprüchen überhäuft, ihnen keine überspannten Ausdrücke erlaubt, die sie zu einer gehässigen Uebertreibung ihrer Empfindungen verführen, welche ich so wenig leiden kann. — Gewöhnt, sich selbst stark auszudrücken, pflegen sie, statt, wir lieben oder hassen zu sagen, wir brennen, wir entsetzen uns; und so arbeiten sie ordentlich, ihre Gefühle ihren Ausdrücken anzumessen: gelingt es ihnen, so werden jene auch entflammt und täuschend; geschieht es nicht, so werden sie gezwungen und unnatürlich. — Sie mögen sich selbst fragen, ob sie wirklich fühlen, was sie zu fühlen vorgeben, wenn sie sagen, sie lieben oder hassen Etwas; vorher sollten sie wohl überlegen, ob es liebens- oder hassenswerth ist, und dann, ob sie es wirklich lieben oder hassen: vielleicht werden sie alsdann sich nicht selbst so leicht betrügen, welches, wie

ich

ich glaube, immer der Fall ist, ehe sie andere zu betrügen suchen.

Madame Melville. Ich glaube, Sie haben Recht, und ich werde bey Isabellen auf diese Kenntniß ihrer selbst zu dringen suchen.

Madame Rivers. Ich habe es immer so mit meiner Cecilie gehalten, und ich wünschte, daß junge Leute nur beherzigen möchten, wie weit liebenswürdiger einfache, ungezwungene Sitten sind, als das prahlerische Gepränge von Gefühl und Zärtlichkeit, auf das sich einige so viel zu Gute thun.

Christiane. Es wartet Ihrer die Mahlzeit, Madam.

Madame Melville. Gut, gut; wir kommen. Gehen ab.

Ende des ersten Abschnitts.

Zweyter Abschnitt.

Cecilie. Isabelle.

Isabelle.

Dieß Zimmer ist weit kühler, als der Speisesaal.

Cecilie. Es ist ungemein angenehm und ruhig.

Isabelle seufzt. Kommen Sie und lassen Sie uns setzen: ich bin so unruhig —

Cecilie. Und warum? Ich merkte es schon bey Tische und Ihre liebe Mama schien sich selbst darüber zu ängstigen: — sind Sie nicht wohl?

Isabelle. O ja: aber der Anblick meines armen Papageyen hat mich ganz außer Fassung gebracht.

Cecilie. Aber, meine Liebe, Sie sollten sich nicht aus der Fassung bringen lassen.

Isabelle. Himmel! wie ist das möglich! Kann ich meinen Empfindungen gebieten?

Cecilie. Einigermaßen.

Isabelle. Es ist mir lieb, wenn Sie es glauben — Sie sind also wohl niemals unglücklich? Denn wer wird es gern seyn wollen, wenn es bey ihm steht!

Cecilie. Verzeihen Sie — Es giebt wohl Fälle, bey denen wir uns unglücklich fühlen, wir mögen dagegen kämpfen oder nicht: aber glauben Sie nicht, daß bey einem widrigen Zufalle viel darauf ankömmt, ob wir unsern traurigen Gedanken darüber nachhängen, oder einen festen Muth ihm entgegen setzen?

Isabelle. Das kann seyn. Werden Sie mir aber nicht zugeben, daß der gegenwärtige Fall einer von denjenigen ist, deren Sie gedenken?

Cecilie. Mich däucht nicht, daß er dazu wichtig genug ist. Es ist wahr, ich bedaure den armen Vogel, und, wenn ich wirklich so viel Zuneigung hätte, als sie für ihn zu haben vorgeben, so würde es mir vielleicht noch weher thun: indessen, da ihm meine Wehklage nichts hilft, so würde ich, wenn ich alles mög-

mögliche zu seinem Beystande gethan habe, mich darüber zu beruhigen suchen.

Isabelle. Das kann ich nicht — es macht mich unglücklich.

Cecilie. Und dieß sollte es eben nicht.

Isabelle. Räumen Sie denn aber der verschiedenen Gemüthsart nichts ein?

Cecilie. Allerdings — doch glaube ich auch, daß wir sie bessern können, so bald wir etwas fehlerhaftes in ihr finden.

Isabelle. Also halten Sie die meinige für fehlerhaft?

Cecilie. Sie sind doch nicht böse auf mich?

Isabelle. Nein — aber ...

Cecilie. Wir sprachen im Allgemeinen. Sie verlangten meine Meynung zu wissen, ohne dieß würde ich sie nie gesagt haben; und, wenn ich Sie beleidigt habe, so sind Sie viel zu gut, als daß Sie mir nicht vergeben sollten.

Isabelle. Nein, nein, Sie haben mich nicht beleidigt: aber Sie sprechen so verständig und mit so vieler Herzensgüte, daß ich Sie gern höre, wenn Sie mich auch tadeln.

Cecilie. Dieß ist gewiß meine Absicht nicht: wie könnte ich mir die Freyheit nehmen? Lassen Sie uns lieber nicht länger dabey verweilen.

Isabelle. Nein, nein doch! Ich werde glauben, daß Sie böse auf mich sind, wenn Sie mir nicht alles sagen, was Sie von mir denken.

Cecilie. Was soll ich sagen?

Isabelle. Ob Sie wirklich glauben, daß ich der Besserung, von der Sie sprechen, benöthigt bin.

Cecilie. Ich kenne Sie noch zu wenig, als daß ich darüber entscheiden könnte.

Isabelle. Sie wollen mir es nur nicht sagen — o ich bitte, seyn Sie aufrichtig!

Cecilie. Wohl dann! — Sie müssen aber nicht unwillig auf mich werden — Ich glaube also, Sie lassen sich Ihre Empfindungen zu sehr beherrschen.

Isabelle. Gut; ich will nicht über das Wort, Sie lassen, streiten, da Sie sagen, ich könne mich bessern: aber sagen Sie mir nur wie?

Cecilie.

Cecilie. Sind Sie überzeugt, daß Sie einer Besserung bedürfen?

Isabelle. Nicht so ganz.

Cecilie. Darf ich Ihnen einige wenige Fragen vorlegen?

Isabelle. Herzlich gern.

Cecilie. Gesetzt, Ihre Mutter oder einige Ihrer übrigen Freunde würden krank, was würden Sie thun?

Isabelle. Ich würde äußerst darüber erschrecken!

Cecilie. Sehr natürlich! aber würden Sie ihnen in eigner Person beyzustehen suchen, oder was würden Sie thun?

Isabelle. Ich würde es freylich wünschen: aber es schwerlich im Stande seyn.

Cecilie. Wenn Sie aber nun selbst krank würden, was würden Sie von Ihrer Mutter erwarten?

Isabelle. O ich weiß, sie würde nicht von meinem Bette kommen.

Cecilie. Also gewiß auch über Sie sehr bekümmert seyn?

Isabelle. Kein Zweifel!

Cecilie. Würden Sie aber nicht sehr beunruhiget werden, wenn sie, statt Sie zu warten, in lautes Geschrey, Seufzer und Thränen ausbräche, und sich dadurch selbst so unfähig machte, Ihnen beyzustehen, daß sie Ihre Pflege ganz den Dienstmägden überlassen müßte?

Isabelle. Ganz gewiß.

Cecilie. Ich überlasse Ihnen nun selbst die Folge daraus zu ziehen. Nur muß ich noch hinzusetzen, daß, wenn jedermann so empfände, wie Sie zu empfinden vorgeben, und mithin handeln würden, was würde aus denen werden, die krank oder in Gefahr sind?

Isabelle. In der That, Sie haben Recht: doch wie soll ich diese zu heftigen Gefühle unterdrücken?

Cecilie. Bloß dadurch, daß Sie sich ihnen nicht überlassen. — Mehr Ihre Gedanken mit den Mitteln, dem Uebel abzuhelfen, als mit dem leidenden Gegenstande beschäftigen. — Zwingen Sie sich zu handeln, thätig zu seyn. — Sagen Sie nicht: „ich kann nicht," sondern versuchen Sie es. — Bilden Sie sich ein, Sie können es, so werden Sie es können.

Isabelle.

Isabelle. Sollte das möglich seyn.

Cecilie. Ich bin davon überzeugt. — Ich will Ihnen ein Beyspiel geben; ich fürchte mich außerordentlich vor Feuer, und sagte oft zu meiner Mutter, ich glaubte, daß wenn mein Bette davon sollte ergriffen werden, ich verbrennen müßte, weil ich nicht Muth genug haben würde, mich zu retten. Sie suchte mir durch verständige Gegengründe dieß auszureden, weil sie die Gefahr davon einsah. — Den letzten Sommer, da ich bey meiner Tante und eines Abends ganz allein auf meinem Zimmer war, das an die Kinderstube stieß, wo ihr kleines Mädchen in der Wiege allein lag, indem die Wärterin in den Hof gegangen war, roch ich Feuer. Ich sprang in die Stube hinein, und sah, daß die Katze das Licht von dem Tische, das daneben stund, herunter auf die Wiege geworfen hatte, und daß das Bette in Flammen stand.

Isabelle. Um Gottes willen! Was fingen Sie denn an?

Cecilie. Mein erster Gedanke war, nach Hülfe zu schreyen: jählings aber fiel mir ein, daß das Kind verbrennen oder ersticken würde, ehe Hülfe käme: meiner Mutter Erinnerun-

gen fielen mir ein: ich lief also nach der Wiege, raffte einen Teppich auf, der unweit davon lag, warf ihn darauf und erstickte so glücklich die Flamme; riß hierauf das Kind heraus und lief mit ihm die Treppe hinab. — Sie werden leicht glauben, daß meine Mutter und Base glaubten, ich sey wahnwitzig geworden. Als ich ihnen aber die Ursache erzählte, dachte ich, meine Base würde nicht aufhören, mich mit Dank und Lobsprüchen zu überhäufen. — Sie versicherte mich, daß ich sie der Verzweiflung, dem Tode entrissen; daß sie ihre Tochter lehren wollte, mich als ihre zwote Mutter zu lieben. — Kurz, ich kann Ihnen nicht zur Hälfte alles wiederholen, was sie sagte, oder das wehmüthige Entzücken beschreiben, das ich in ihrem Danke, in ihrer Freude fühlte.

Isabelle. Aber schadete Ihnen nicht das entsetzliche Schrecken?

Cecilie. Ein wenig wohl. — Ich fühlte einige Mattigkeit und Schwere in meinen Gliedern. Die Mama aber gab mir einige Stärktropfen: ich erholte mich also bald wieder und kann Gott nicht genug dafür danken, daß er mir Muth gab, einem armen Kinde das Leben zu retten.

Isabelle.

Isabelle. Ich kann Sie nicht genug bewundern, ob ich Sie gleich nachzuahmen nie im Stande seyn werde.

Cecilie. Geben Sie mir nur Ihr Wort, daß Sie es versuchen wollen, und ich weiß gewiß, daß Sie es können werden.

Die Vorigen. Madame Melville und Madame Rivers.

Madame Rivers. Ah, meine lieben Mädchen, seyd Ihr uns entlaufen? — In der That ist das Speisezimmer so heiß, daß wir froh sind, es verlassen zu haben.

Isabelle. Es ist auch außerordentlich warm, Madame.

Cecilie zu Madame Melville. Ich fürchte, Sie befinden sich nicht wohl?

Madame Melville. Nicht so ganz.

Isabelle. Himmel! was fehlt Ihnen?

Madame Rivers. Es sieht mir aus, wie eine kleine Ohnmacht — setzen Sie sich. Sie bringt ihr einen Stuhl.

Isabelle. Gott! was soll ich anfangen! —

Cecilie. Stille, gutes Kind! Sie beunruhigen Ihre arme Mutter: sie wird bald besser werden; ich will nur ein wenig Wasser holen.

Sie läuft hinaus, Madame Rivers läßt Madame Melville, die in eine gänzliche Ohnmacht fällt, an ein Salzfläschchen riechen. Isabelle läuft mit Heulen und Schreyen umher.

Madame Rivers. Je, liebe Isabelle, fassen Sie sich doch! Oeffnen Sie dafür die Fenster und reiben Ihrer Mutter die Schläfe.

Isabelle. O! ich kann nicht, ich kann nicht — ich zittere am ganzen Leibe.

Madame Melville. Wunderliches Mädchen! wie können Sie so feigherzig seyn?

Cecilie kömmt mit Wasser, desgleichen Christiane: sie bespritzen Madame Melville. Cecilie unterstützt sie. Isabelle fährt fort so ungebärdig zu thun.

Madame Rivers. Isabelle; ich schäme mich Ihrer — wie können Sie sich so kindisch gebärden?

Isabelle. O! die Mama stirbt — sie stirbt! Sie läuft nach der Thüre.

Madame Rivers. Warum nicht sterben! Wie können Sie so albern seyn? Sie sehen ja, daß sie wieder zu sich kömmt.

Madame Melville. O ja, es ist mir besser, ich danke Ihnen. — Meine Augen sind mir noch ein wenig dunkel. — Wer hält mich? Unfehlbar meine Isabelle? — Beunruhige dich nicht, Kind, es ist mir besser!

Isabelle guckt zwischen der Thüre herein. Cecilie winkt ihr näher zu kommen.

Christiane. Wir sind alle nicht wenig erschrocken, liebste Madame. Miß Isabelle ist so schlimm, als Sie selbst.

Madame Melville die mit ihrem Haupte in Ceciliens Armen liegt. Aengstige dich nicht so sehr, meine Liebe: in der That ist mir weit besser — es muß mir wohl werden, da ich so viel liebreichen Beystand habe. — Ah! was für eine Süßigkeit für eine Mutter, von den Armen ihres Kindes unterstützt zu werden! — Ich fühle deine Thränen auf meinem Gesichte, gute Isabelle; — sprich doch zu mir!

Isabelle.

Isabelle die auf der Seite gestanden, läuft herbey, fällt auf die Knie und küßt ihrer Mutter die Hände. Ah Mama! hier bin ich!

Madame Melville. Wer ist denn dieß hinter mir? — Cecilie! — Also bin ich Ihnen den Beystand schuldig? Eine kurze Pause, während welcher Isabelle in großer Verlegenheit zu seyn scheint — Tausend Dank, meine Liebe — Ich bin diesen Anfällen sehr oft bey großer Wärme unterworfen: doch gehn sie bald vorüber.

Madame Rivers. Würden Sie nicht besser thun, meine Freundin, Sie giengen in Ihr Zimmer?

Madame Melville. Das will ich: Sie und Cecilie werden die Güte haben mir beyzustehen.

Isabelle. Und warum nicht ich, liebe Mutter?

Madame Melville. Natürlicher Weise sehen wir uns am ersten bey denen nach Hülfe um, von denen wir schon welche erhalten haben.

Isabelle. Ach! es ist wahr; ich bin nicht so glücklich gewesen, Ihnen Beystand zu leisten:

sten: können Sie aber wohl glauben, daß ich es nicht gewünscht habe?

Madame Melville. Wir schließen gemeiniglich auf das Herz von den Handlungen, die es hervorbringt.

Cecilie voller Eifer. O! wenn Sie, liebste Madame, Isabellens Schrecken gesehen hätten — Ihre Angst — in der That war sie in diesem Zustande nicht vermögend. — Können Sie wohl sonst glauben, daß Ihre gute Tochter Sie würde vernachläßiget haben?

Madame Melville. Edles Mädchen! wie liebenswürdig macht Sie Ihre gutmüthige Entschuldigung.

Isabelle. Verzeihen Sie mir, beste Mutter! o verzeihen Sie!

Madame Melville. Wenn du dich keiner Vergehung bewußt bist, warum bittest du um Verzeihung?

Isabelle. Kann ich mich für unschuldig halten, wenn Sie mit mir unzufrieden sind?

Madame Rivers. Ein Gedanke, der Miß liebenswürdig macht, und mich für Ihre Vergebung interessiret. — In der That, liebste

liebste Freundin, hat Isabelle sehr gelitten. Ihre Angst allein verursachte den Schein von Vernachläßigung, über die Sie unwillig sind.

Madame Melville. Wenn ein zu überspanntes, oder zu wenig Gefühl gleiche Wirkung haben, verdienen Sie nicht gleichen Tadel?

Madame Rivers. Allerdings, nur nicht im gleichen Grade. — Doch itzt ist es nicht Zeit darüber zu vernünfteln. — Sie werden sich durch zu vieles Reden Schaden thun, und Isabelle kann wenigstens Ihren Unwillen genug fühlen. — Vergeben Sie ihr, ich bitte Sie.

Cecilie. Auch ich, liebste Madame, bitte für Isabellen. — Können Sie ihren Kummer wohl ohne Mitleiden ansehen? — Sie ist schwach und hat wenigstens ihre Kräfte nicht genug geübt. — Ihre Liebe für Sie war zu stark, als daß sie dieselbe zu äußern sich getraute.

Madame Melville. Wer könnte solchen Fürsprechern widerstehen? — Steh auf meine Tochter! ich vergebe deiner scheinbaren Vernachläßigung.

Isabelle.

Isabelle. O glauben Sie, sie kam nicht aus meinem Herzen!

Madame Melville umarmt sie. Genug hiervon! doch bitte ich dich, diese übertriebene Empfindsamkeit zu unterdrücken, die dich unfähig macht, deine Pflichten zu erfüllen. Durch Thaten nur beweisen wir die Wahrheit unserer Empfindungen. — Kommen Sie, meine theureste Freundin, und begleiten mich in mein eigen Zimmer: ich will mich ein wenig auf meinen Sopha legen.

Isabelle. Soll ich Sie hinführen, liebe Mama?

Madame Melville. Nein, meine Gute, nicht als ob ich noch einigen Unwillen gegen dich hegte, sondern weil ich dich nicht brauche. Im Verlauf einer Stunde hoffe ich sagen zu können, ob ich euch beym Thee wieder sehen werde. — Diese Ohnmacht ist eine Folge der großen Hitze: ich fühlte sie [illegible] den ganzen Tag.

Isabelle. Und gleichwohl habe ich keine Klage von Ihnen gehört.

Madame Melville. Nein, weil meine Klagen die Luft nicht abgekühlt hätten, und folg-

folglich meiner Schwächlichkeit nicht konnte abgeholfen werden. — Bleib indessen hier bey deiner liebenswürdigen Freundin: ich hoffe, euch bald wieder zu sehen.

Madame Melville, Madame Rivers und Christiane gehen ab.

Cecilie und Isabelle.

Isabelle setzt sich und lehnt ihren Kopf auf ihre Hand.

Cecilie. Warum so niedergeschlagen, meine liebe Freundin? Ihre gute Mama ist ja ganz mit Ihnen ausgesöhnt?

Isabelle. Ach Cecilie! wenn ich Ihren guten und weisen Rath gefolgt wäre, so würde ich ihren Unwillen nicht auf mich gezogen haben.

Cecilie. Desto gewisser werden Sie den Entschluß fassen, künftig anders zu handeln.

Isabelle. Das hoffe ich! — Nie ist mir etwas mehr durchs Herz gegangen, als da meine Mama von der Süßigkeit einer Mutter sprach, die von ihrem Kinde unterstützt würde, da ich hingegen ihr nicht den mindesten

Bey-

Beystand leistete. Und dann wieder, als sie sagte: „Du und Cecilie werden mir beystehen" — gleich als ob ich gar nicht zugegen — ein unnützes Ding wäre, das ihr keine Hülfe leisten könne!

Cecilie. Vergessen Sie diese traurigen Erinnerungen, und fassen Sie den festen Vorsatz, ihre entkräftete und übertriebene Empfindsamkeit zu besiegen, und in allen ihren Handlungen mehr Muth, Entschlossenheit und Thätigkeit zu äußern.

Isabelle. Das will ich: aber Sie, liebe Cecilie, müssen meine Freundin und Rathgeberin seyn, mich tadeln, ermuntern und bessern. — Ja, bestes Herzensmädchen! Sie umart sie, wie kann ich Ihnen für die edelmüthigen Thränen genug danken, von denen Ihre Augen überflossen, als Sie für mich bey meiner Mutter sprachen! Endlich habe ich doch eine wahre Freundin gefunden.

Cecilie. Das hoffe ich; allein die Leichtigkeit, mit der ich mich bey Ihnen zu diesem Charakter erhub, könnte Sie leicht wieder mancherley Betrug und Täuschung aussetzen. Bey mir sollen Sie dieß freylich nicht zu be-

fürchten haben: aber — Sie sehen, wie sehr ich mich der gegebenen Freyheit bediene.

Isabelle. O recht so! Thun Sie das, und helfen mir alle meine übeln Vorurtheile ausrotten und auf immerdar den übertriebenen Ausdrücken, und unnatürlichen Gefühlen entsagen, von denen Sie mich hinlänglich überzeugt haben, daß sie nur Aeußerungen einer falschen Empfindsamkeit sind.

Ende.

Die
Dorfhochzeit.

In Einem Abschnitte.

Wohl dir, trägt dich dein Fuß, wenn er des Abends spät
Das stille Feld durchstreicht, zur Armuth Strohdach hin!
Dir bringt ein klein Geschenk den reichlichsten Gewinn,
Den ihr erfreutes Herz vom Himmel dir erfleht.

Shenstone.

Personen.

Lord Aubrey, Herr des Dorfs.
Obrister Nesbit.
Lady Aubrey, } seine Töchter.
Miß Nesbit, }
Robert, ein alter Bauer.
Lieschen, dessen Tochter.
Philipp, Lieschens Bräutigam.
Bauern.

Scene, ein freyer Platz hinter einer Hütte.

Unter dem Schatten einiger Bäume ist eine große Tafel mit Früchten, Milch und Kuchen besetzt, Robert nebst einigen alten Bauern, sitzen daran. Philipp, Lieschen und das junge Bauervolk tanzt auf dem Platze. Lieschen ist als Braut geputzt, Philipp als Bräutigam.

Robert.

Du glaubst nicht, lieber Nachbar, wie mir wohl ums Herz ist, wenn ich meine Brautleutchen so ansehe. Mein Lieschen . . .

Casper, ein alter Bauer. Recht; dein Lieschen ist ein flinkes Mädchen. Ja ja, du kannst dir was auf sie zu gute thun: sie ist nicht nur hübsch, sondern auch so gut, so gut . . .

Robert. Ich muß auch sagen — sie ist meine ganze Freude. — O daß nicht ihre Mutter den Tag erlebt hat! Er wischt seine Augen.

Casper. Laß uns itzt nicht daran denken. Wir sind hier, um lustig zu seyn, und da muß man sich keinen traurigen Gedanken einkommen lassen.

Robert. Freylich wohl; wer kanns aber immer wehren, wenn auch ein düster Wölkchen sich vor die Sonne zieht?

Lieschen die ihren Vater traurig sieht, läuft aus dem Tanze zu ihm. Warum seht Ihr denn so trübäugigt? es fehlt Euch doch nicht etwas?

Robert. Nichts, nichts, mein Kind; ich bin so wohl und so glücklich! An deiner Hochzeit sollte mir auch was fehlen?

Lieschen. Ey wohl wäre das nicht hübsch, und mir meine ganze Freude verderbt.

Robert schließt sie lächelnd in die Arme. Nein, mein liebes Mädchen; wenn mir ja weinerlich wäre, so wäre es gewiß vor Freude, daß ich dich so gut und glücklich sehe.

Lieschen. Ach, lieber Vater! wem verdanke ich denn beydes, als Euch? Doch heute muß keine Thräne vergossen werden: — Ah! Hier kömmt mein Philipp — gewiß vermißt er mich schon; denn keinen Augenblick kann er

von

von mir bleiben. Sie läuft auf Philippen zu, und reicht ihm die Hand: er führt sie zum Tanze zurück.

Der alte Bauer. Ja ja, ein glückliches Paar! man hat seine Freude daran.

Ein Bauerweib. Außer meiner seligen Tochter habe ich auch kein besser Mädchen gekannt, als Lieschen. Wahrhaftig, Nachbar Robert, ich habe ebenfalls große Ursache sie herzlich zu lieben sie hat mir gar recht beygestanden, da meine arme Hanne krank war — „Härmt und strapazirt euch nur nicht so, Mutter Marthe,“ sagte sie: „ich will alles thun, was ich nur kann, euch eure Tochter zu ersetzen:“ — das that sie denn auch treulich Sie wartete und pflegte mich, da ich krank ward, und verrichtete für mich manche Handarbeit, wo meine Augen nicht zureichten: ich liebe sie auch, wahrhaftig wie mein eigen Kind.

Ein zweytes altes Weib. Ja, auch den Kindern ist sie so gut — meine kleinen Enkel laufen zu, wann sie sie von weiten kommen sehn. — Heh! da ist Lieschen, schreyt alles vom Großen bis zum Kleinen; da ist Lieschen! alle fallen über sie her, eines faßt sie bey der Hand, das andere bey der Schürze, das dritte beym Rocke.

Robert. Ah! was das einem wohl thut, seine Kinder so loben zu hören: das Herz im Leibe klopft mir vor Freude!

Alter Bauer. Das ist der Lohn ehrlicher Leute, lieber Robert. Alles will ihm wohl, und der Segen ruht auf seinen Kindern.

Robert. Wohl wahr, Nachbar ... doch, kommen da nicht vornehme Leutchen? Meiner Treu, es ist unser junger Herr mit seiner jungen Frau.

Altes Weib. Richtig! Und das ist der Lady Vater mit ihrer Schwester — Ey, wie hübsch sie nicht aussehen!

Lord und Lady Aubray, der Obriste und Miß Nesbit.

Lady Aubry. Ein reizender Anblick! die guten Menschen so glücklich zu sehen.

Obrister Nesbit. Es scheint eine Hochzeit zu seyn.

Miß

Miß Nesbit. Ja wohl; und das dort, die den Vorrhein mit dem jungen Manne tanzt, ist unfehlbar die Braut mit ihrem Bräutigam: — ah, wie glücklich sie sich fühlen!

Obrister Nesbit. Dort sehe ich der Braut Vater.

Lady Aubrey. Wo, Sir?

Obrister Nesbit. Der alte Bauer unter dem Schatten jener Bäume, von seinen Nachbarn umgeben. — Ich sollte es wenigstens aus seinen heitern Mienen schließen! Denn ich kenne die angenehmen Empfindungen eines Vaters, der seine Tochter glücklich verheurathet sieht.

Lady Aubrey küßt seine Hand. Ah, mein theuerster Vater! Ihr Herz leitet Sie zu ihm.

Sie nähern sich; die alten Leute stehen auf.

Lord Aubrey. Setzt euch, setzt euch, lieben Freunde! — Wir wollen euer Glück mit euch theilen, es aber nicht unterbrechen.

Robert. Wollen sich Ew. Gnaden nicht bey uns niederlassen?

Lord Aubrey. Wir danken, guter Alter. Wir wollen den Tänzern ein wenig zusehen: denn das macht uns Freude.

Lady Aubrey. Wir gehen fort, wenn wir euch stören und Ihr euch nicht setzt.

Lord und Lady Aubrey und Miß Nesbit gehen zu den Tänzern.

Obrister Nesbit. Mit eurer Erlaubniß, Freunde, setze ich mich zu euch. — Wir wollen das junge Volk sich selbst überlassen. Wir Alten können doch nichts, als zusehen: vor etlichen Jahren hätten wir vielleicht so flink, als Eines unter ihnen getanzt.

Robert. Ihro Gnaden erweisen uns viel Ehre. —

Er giebt dem Obristen einen Stuhl. Er setzt sich: die Bauern scheinen anzustehen, ob sie sich setzen sollen.

Obrister Nesbit. Nun, setzt euch, setzt euch, Kinder! sonst muß ich wieder aufstehen.

Sie setzen sich, Robert und der Obriste ein wenig zur Seite von den übrigen. — Also, lieber Freund, ist hier eine Hochzeit?

Robert. Ja, gnädiger Herr, und, wie ich mit Gottes Hülfe glaube, eine recht glückliche.

Obrister

Obrister Nesbit. Das wird nicht fehlen. — Vermuthlich ist das hier die Braut? — Ein liebes Mädchen, wahrhaftig. — Ich muß eines auf ihre Gesundheit trinken.

Robert. Sie thun ihr zu viel Ehre an.

Obrister Nesbit. Ich hätte es aus eurem Gesichte errathen sollen, daß sie eure Tochter ist, wenn mir es auch niemand gesagt hätte: der Antheil, den Ihr nehmt ...

Robert. Ja Herr, es ist auch keine Kleinigkeit, ein einziges, gutes Kind zu verheurathen.

Obrister Nesbit. Ich glaube es wohl, und dafür werdet Ihr gewiß gesorgt haben?

Robert. Ich sollte es wohl glauben, Herr. Philipp ist ein herzensguter Junge, ist in unserm Dorfe erzogen, und ich habe ihn von der Zeit an gekannt, da er kaum so groß, als meine Tobakspfeife war — ein ehrliches, gutmüthiges Menschenkind! Alle Augenblicke kam er gelaufen — „Nachbar, kann ich euch nichts helfen? — kann ich nicht das oder jenes für euch thun — ich gehe zu Markte, kann ich euch nicht etwas mitnehmen oder mitbringen?“ — Ja, das macht Liebe.

Obriste

Obrister Nesbit. Sicher, und Gegenliebe.

Robert. Endlich merkte ich, daß er ein Auge auf meine Tochter hatte. — Dieß machte, daß ich ein wenig nachdachte. Die Leute sagen Lieschen sey hübsch — doch daran liegt nichts; genug, ich wußte, daß sie ein gutes Mädchen war. Der Pachter Thomas, ein reicher Kauz wollte sie haben: aber er gefiel ihr nicht, und soll ich die Wahrheit sagen, mir auch nicht: immer steckt er in der Schenke ... doch vergeben Sie mir, daß ich Sie mit dem Zeuge beschwere.

Obrister Nesbit. Nein nein, mein Freund, ich höre es gern.

Robert. Sie sind auch gar zu gut. — Nun dann: es ist wahr, sagte ich, Philipp ist arm, und es ist wohl hart, wenn man fürchten muß, seine Kinder könnten einst Noth leiden. — Doch dann, bedachte ich, daß Philipp ein fleißiger guter Bursch und Lieschen eine gute Wirthin wäre. „Vater," sagte Philipp, „wenn Ihr mir Lieschen gebt, so fürchtet nichts: es soll uns gewiß nichts fehlen. Ich habe Kräfte und werde arbeiten, so lange ich einen Finger

regen

regen kann, und gehts nicht mehr, so wird der liebe Gott schon sorgen." Was konnte ich dazu sagen, Herr? Ich gab sie ihm, und so sind sie den Morgen getrauet worden.

Obrister Nesbit. Recht so, Freund! Mit Fleiß und gutem Willen verdirbt niemand: dieß wird für sie ein glücklicher Tag seyn, so wie er es für euch ist.

Robert. Ja; wohl ist's für mich ein glücklicher Tag! Und fällt mir auch zuweilen die Sorge ein, wie das oder jenes werden soll? so denke ich bald wieder, wie Philipp, Gott wird schon helfen.

Obrister Nesbit. Das ist gut gedacht. Ich bin selbst Vater, und habe vor kurzem erst meine Tochter verheurathet, die mir lieber, als mein Leben ist: ich weiß also auch, wie sehr die Sorge für das Glück seiner Kinder einem Vater am Herzen liegt. Der eurigen könnte ich abhelfen, und sie wenigstens in so fern erleichtern, daß sie vor Armuth gesichert sind. Da ich meine Tochter auf eine Art verheurathet habe, daß sie mit Geld und Guth über ihre Wünsche gesegnet ist, so würde ich mir es zum Vorwurfe machen, wenn ich einen so guten

ten Mann und Vater, als ich es selbst zu seyn glaube, nicht eine kleine Sorge benehmen sollte. Er zieht einen Wechsel aus seinem Taschenbuche. Da, lieber Freund, nehmt diese Zeddel! der eine enthält eine Anweisung auf hundert, der zweyte auf 50 Pfund. Dieß wird hoffentlich zureichen, euch eine Unterstützung für euer Alter zu verschaffen, und nach eurem Tode in Stand setzen, auch euern Kindern Etwas zu hinterlassen.

Robert bestürzt. Nein, gnädiger Herr! — gnädiger Herr — ich verstehe sie nicht.

Obrister Nesbit. Es ist eine Anweisung auf eine solche Summe, als ich euch gesagt habe, an den Verwalter meiner Güter, der sie euch sogleich auszahlen wird. — Dieß soll eure seyn, und ich hoffe, Ihr werdet mir die Freude machen es anzunehmen.

Robert. Gott! ist's möglich — oder träume ich? — nein, ich kann nicht — so viele Güte ...

Obrister Nesbit. Ah, guter Greiß! wie könnt Ihr eine gemeine Handlung des Wohlwollens, das man einer bedürftigen Tugend

gend schuldig ist, für so etwas außerordentliches halten?

Robert. Herr! eine gemeine Handlung des Wohlwollens — für nichts außerordentliches? —

Obrister Nesbit. Nichts mehr davon! Genug, es ist nun euer und glaubt, euer Vergnügen über das Empfangene reicht lange nicht an das Vergnügen, mit dem ich es gebe. — Vielleicht werdet Ihr dafür ein kleines Güthchen ankaufen, das auf eure Kinder und Kindeskinder vererben kann.

Robert Und spät, spät sollen diese Ihren Namen segnen lernen. — Im Frühjahre, wann sie die Blüten sehen und im Herbste, wann sie Früchte einärndten, sollen sie Ihnen und Ihren Kindern nächst Gott, ihr Glück danken und Ihre Güte preisen.

Obrister Nesbit. Nun genug, und nichts weiter hiervon! — Ich wünschte nicht Aufmerksamkeit zu erregen.

Lord und Lady Aubrey, Miß Nesbit und Lieschen kommen zu ihnen.

Lady

Lady Aubrey. Sie scheinen gerührt, bester Mann! was hats gegeben?

Lieschen. Vater! fehlt euch was? Ihr seht so fröhlich — traurig — ich weiß selbst nicht nicht, wie — wie ichs geben soll.

Robert. Ja wohl, mein Kind, ist mir so — als ob ich weinen sollte — aber — aber vor Freude — wisse, alle unsre Sorgen sind gehoben — wir sind reich — sehr reich — der gute, gnädige Herr . . .

Lady Aubrey. Nun, was ists denn, daß der ehrliche Mann hier so bewegt ist?

Obrister Nesbit zu Robert. Stille, stille mein Freund — Es ist nichts, Kinder — eine Kleinigkeit.

Robert. Nein, gnädiger Herr, Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Ihnen ungehorsam bin — Sehen Sie einmal, wie reichlich mich der gnädige Herr beschenkt hat. Er zeigt die Anweisungen.

Lady Aubrey. Herrlich, herrlich, bester Vater!

Obrister

Obrister Nesbit. Da ich so glücklich in meinen Kindern bin, so glücklich mich in deiner Heurath fühle — konnte ich einen so guten Vater vor mir sehen, der seine Tochter mit einiger Sorge verheurathete, da ich sie so leicht heben konnte?

Lady Aubrey umarmt ihn, indem Miß Nesbit ihm die Hand küßt.

Lady Aubrey. Wie sehr dankt Ihnen mein Herz, liebster Vater! Eine so ungewöhnliche Freygebigkeit : : :

Obrister Nesbit. Schlimm genug, wenn sie ungewöhnlich ist!

Lord Aubrey. Bey Ihnen, Sir, freylich nicht: doch, beynahe sollte ich mit Ihnen zanken?

Lady Aubrey. Wie so?

Lord Aubrey. Weil mir Ihr Vater, meine liebe Julie, einen Eintrag in meine Rechte gethan. — Es war meine Pflicht, unsern Unterthanen, die es verdienen, wie Robert, unter die Arme zu greifen — und das soll auch noch geschehen. Wir wollen uns das

Vergnügen nicht rauben lassen, ihm beyzustehen.

Lady Aubrey. Ja ja, das wollen wir.

Obrister Nesbit. Das sieht aber beynahe einem kleinen Neide ähnlich?

Lord Aubrey. Das könnten wir vielleicht sagen, wenn Sie uns nicht vergönnen wollten, uns mit Ihren guten Absichten zu vereinigen.

Obrister Nesbit. O! wenn Sie das wollen? — von Herzem gern.

Während dieser Unterredung stecken Robert, Philipp und Lieschen die Köpfe zusammen, betrachten die Banknoten und schwatzen darüber mit Verwunderung und Vergnügen.

Lord Aubrey. Kommt her, meine Freunde!

Robert indem sie sich nähern. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Lord Aubrey. Mein guter Robert; ich kenne euch schon so lange, als einen braven und fleißigen Mann. Wäre ich früher aus

aus der Stadt gekommen, so würde ich schon eher von eurer Tochter Heurath gehört und es für meine Pflicht gehalten haben, etwas für sie thun. — Doch es ist noch nicht zu spät. Ihr sollt also zur Anlage der neuen Wirthschaft ein halb Dutzend Schaafe, ein paar Kühe, ein paar Schweine und eine kleine Zucht Hühner haben.

Robert. Himmel! Himmel! was thun Sie? das ist zu viel, als daß ich es ertragen kann!

Lord Aubrey. Was Philippen anbetrifft, so muß von Rechtswegen ein junger Mann ein Haus haben, wo er seine Frau hinführt. Ich habe die kleine Mayerey leer, die Roberten zunächst liegt, mit ein paar daran stoßenden Ackern Feld. Fürs erste Jahr soll er sie Pachtfrey besitzen; nach der Zeit wollen wir einen Anschlag machen, wie viel er darauf bezahlen zu können glaubt, und das blos deswegen, weil ich ihn nicht über die Nothwendigkeit arbeiten zu müssen, wegsetzen möchte.

Robert. O dafür danke ich Ihnen mehr, als für alles das Uebrige.

Philipp. Gnädiger Herr! — Ich kann Ihnen nicht danken — wie ich gern wollte. Er läuft zu Lieschen, und nimmt sie bey der Hand. Gott seys gedankt! nun habe ich auch ein Haus für dich — Ah, mein Schatz, komm und hilf mir doch unserm gnädigen Herrn danken!

Sie gehen auf Lord Aubrey zu und wollen sich ihm zu Füßen werfen; er läßt es aber nicht zu.

Lady Aubrey. Sieh nur, Schwester, ob das nicht boshaft ist, daß man uns gar keinen Antheil an dem Vergnügen übrig lassen will? Aber, sie sollen es doch nicht verhindern. Weißt du was, Lieschen, wir wollen deine Küche, deinen Milchkeller und deine Speisekammer mit dem nöthigen Geräthe versehen: man braucht ja so mancherley Gefäße in einer Wirthschaft, und du sollst es uns selbst angeben helfen.

Lieschen, die ihre beyden Hände ergreift, und sie mit Inbrunst küßt. Ach Mylady, ich kann Ihnen durch nichts — als meine Thränen danken!

Lady Aubrey schließt sie in die Arme und küßt sie.

Robert hebt seine Augen und Hände empor. Gott! wie groß ist dein Segen. Von ganzem Herzen danke ich dir. O mache doch unsre Wohlthäter ihr ganzes Leben hindurch so glücklich, als ich es itzt bin!

Obrister Nesbit. Dank euch, guter Mann! Bey eurer Rechtschaffenheit werdet Ihr es immer seyn. — Doch wir haben euch in eurem Vergnügen unterbrochen — Laßt euch nun weiter nicht stören, und seyd so lange lustig, als euer Herz es begehrt.

Lord Aubrey. Morgen erwarten wir euch in unserm Park.

Lady Aubrey. Ah, Laura, könnten wir doch einigen unsrer Freunde in London zeigen, wie weit süßer die Freude eines solchen Abends ist, als wenn man sich in einem, mit Wachslichtern erleuchteten Saal an einem Spieltische, oder selbst in einem Schauspielhause eingeschlossen findet.

Lord Aubrey. Gute Nacht, meine Freunde! macht euch noch recht lustig!

Robert. Wer sollte das nicht bey einer solchen Herrschaft seyn? Gott segne sie!

Lieschen und Philipp. Er sey bey Ihnen. Wie glücklich sind wir!

Lady Aubrey. Adieu, du liebes Pärchen.

Sie gehen, und ein Baurentanz macht den Beschluß.

Prinz Heinrich.

Ein kleines Drama.

Personen.

Heinrich der Vierte, König von England.

Prinz Heinrich, dessen Sohn, nachher Heinrich der Fünfte.

Der Lord Oberrichter.

Graf von Westmorland.

Gefangener. — Einer von des Prinzen Gesellschaftern bey seinen Ausschweifungen.

Der Vorsaal zu dem Gerichtshof.

Lord Oberrichter. Graf von Westmorland.

Lord Oberrichter.

Wie ich höre, ist der Prinz bey der unartigen Schwärmerey mit zugegen gewesen? Es ist mir sehr unangenehm, und wird mich unfehlbar einiger Verlegenheit aussetzen.

Graf von Westmorland. In der That ist der junge Mensch so zügellos, ich will nicht sagen unbändig, und wird von seinen wilden, wüsten Gesellschaftern so gereizt, daß ich fürchte, er ist vermögend, selbst die Ehrerbietung für Ihr hohes richterliches Amt aus

den Augen zu setzen: ja, man sagt mir, daß er sich vorgenommen, den Verbrecher, der diesen Morgen soll vernommen werden, durch seine Gegenwart zu schützen.

Lord Oberrichter. Ich zweifle nicht — es wird ihm aber nichts helfen. So lange mir die Pflicht meines Berufs gebeut, werde ich mich den Größten eben so wenig schrecken lassen, als den Geringsten übersehen. Bey der Gerechtigkeit findet kein Ansehn der Personen statt, und so lange ich sie zu verwalten habe, soll auch bey mir dergleichen nicht statt finden.

Graf von Westmorland. Dieser Entschluß ist Ihrer würdig und ich bin überzeugt, daß Sie strenge dabey beharren werden.

Lord Oberrichter. Ich sehe den Prinzen, nebst dem Gefangenen und seiner Wache kommen. — Ich hätte nicht gewünscht, ihn wenigstens itzt hier zu sehen! — Wir wollen uns zurück ziehen.

Prinz Heinrich *). — Der Gefangene nebst der Wache, und andere.

Prinz verbeugt sich gegen den Lord Oberrichter, indem er abgeht, mit spöttischen Mienen und Geberden. Ew. Gnaden Unterthänigster — Ich empfehle mich zu hoher Gewogenheit. — Wie? nicht ein Wort? — Sahst du, Williams, den Hochwürdigen Herrn? — Zitterst und bebst du nicht? — Weißt du nicht, daß du bald vor ihm, als deinem Richter erscheinen sollst? Hahaha.

Gefangener. O Ihro Hoheit Gegenwart, giebt mir mehr Muth, als mir funfzig Richter nehmen könnten.

Prinz. Bravo! „Trotz dem Oberrichter!" sey also unser Wahlspruch!

Prinz.

*) Des Prinzen wilde Art, mit der er in diesem Auftritte spricht, stimmt mit seinem nachherigen Betragen, wie es von den Geschichtschreibern geschildert wird, vollkommen überein, lärmicht und unbesonnen bis zur Ausschweifung, ausgenommen bey großen Vorfällen.

Gefangener. Noch besser, Mylord! Allen Richtern, sie haben Namen, wie sie wollen!

Prinz. Von ganzem Herzen. — O es macht mir einen Spas, wenn ich die Kerle sich so brüsten sehe, wann sie so einen armen Teufel, wie dich, vor sich haben und ihm zu Leibe gehen.

Gefangener. Unterthänigsten Dank, Mylord!

Prinz. Keine Komplimente! — Ist es aber nicht lustig? — Ich stelle mir im Geiste die Komödie vor, wie sie ablaufen wird. Da sitzen Seine Gnaden auf ihrem hohen Richterstuhle! — Du mußt vortreten! „Höre, Bursch! Warum unterstehst du dich den Mann auf der Straße anzufallen — ihn zu prügeln? — Weißt du, Kerl, daß du dafür in einigen Tagen sollst gehangen werden? — Nun warum schüttelst du dich so — stehst mit offnem Maule, und gaffst die hohe Versammlung mit so verwilderten Blicken an? — Weißt du nicht, daß dein Retter zur Thüre hereintritt?" — Ha der Prinz! was will der hier? — „Bravo, Herr Richter! — O das ist vortrefflich gesprochen! Sie sind ein sehr weiser

wekser Mann! er verdient es — immer gehangen!" — Der Richter fängt an zu lächeln, verzieht den Mund! „O wir verstehn Ew. Hoheit!" — Sein obrigkeitlicher Eifer giebt nach. Dem armen Teufel wird Pardon angekündiget. „Auf Ew. Hoheit gnädigen Fürspruch. — Man wünscht Ew. Hoheit bey wichtigern Gelegenheiten seine Ehrfurcht bezeigen zu können."

Gefangener. O ja, wer wünscht nicht einmal Lord Oberrichter werden zu können, wann Ihr Vater sterben sollte!

Prinz. Hahaha; ich muß über die Thoren lachen. Ich kenne sie durch und durch — sie aber nicht mich!

Ein Gerichtsbeamter. Vergeben Sie, gnädigster Herr. Der Gerichtshof hebt seine Sitzungen an, und der Herr wird erwartet.

Prinz. Wir folgen. — Komm, Williams! Muth gefaßt! wir wollen den Lord Oberrichter schon herum nehmen.

Sie treten ab.

Scene,

Scene, der Gerichtshof.

Der Lord Oberrichter auf dem Richterstuhle. — Graf von Westmorland. — Beysitzer. — Gefangener vor den Schranken. — Der Prinz neben ihm. — Gerichtsbeamte und Wache ꝛc.

Lord Oberrichter. Da Ihr vor Gericht angeklagt worden, und die Zeugen die Anklage bewiesen und beschworen haben; so ist nichts übrig, als durch Gegenzeugen euch zu rechtfertigen, oder, wenn Ihr euch von der Beschuldigung nicht reinigen könnt, euer Urtheil zu gewarten.

Prinz. Mylord, ich zeuge für ihn.

Lord Oberrichter. Sind Ew. Hoheit bey der Mißhandlung zugegen gewesen?

Prinz. Daran liegt nichts: gesetzt aber, ich könnte beweisen, daß mein Freund nicht zugegen gewesen wäre?

Lord Oberrichter. Ein Zeuge, Mylord, ist nicht zureichend.

Prinz. Wie, Mylord? Also trauen Sie meinen Worten nicht?

Lord

Lord Oberrichter. Ew. Hoheit können die Gesetze nicht ändern, und Ein Gegenzeuge allein kann nicht so viele Aussagen entkräften. Man kann die Ihrige anhören, wenn Sie mit Ihrer Ehre für die Wahrheit dessen, was Sie sagen, Gewähr leisten wollen, und dem gemäß wird auch das Urtheil des Gerichtshofs ausfallen.

Prinz. Himmel! — welche Verwegenheit! was für Unverschämtheit! Wenn ich mit meiner Ehre Gewähr leiste, will der Gerichtshof urtheilen? — Kann hier jemand seyn, der meine Ehre in Zweifel zieht, daß ich diese zum Pfande, über das was ich sage, setzen soll?

Lord Oberrichter. Ich hoffe, Niemand. — Aber so bald Mylord hier als ein Zeuge auftritt, muß er sich gefallen lassen, wie andere Zeugen behandelt zu werden.

Prinz. Mylord, ich verlange, daß dieser Gefangene gleich auf freyen Fuß gestellt werde, und mache mich anheischig, die Sache mit seinen Gegnern abzuthun.

Lord Oberrichter. Vergeben Ew. Hoheit: das kann nicht seyn! der Gefangene kann nicht loskommen,

Prinz.

Prinz. Er kann nicht loskommen?

Lord Oberrichter. Nein, sage ich Mylord, auf keine Weise.

Prinz. Das wollen wir sehen.

Lord Oberrichter. Keine Gewalt soll ihn den Händen der Gerechtigkeit entreißen.

Prinz. Unerträglich! Kennen Sie mich! — Wissen Sie, wer ich bin?

Lord Oberrichter. Beynahe glaube ich mich in der Person zu irren. Ich hielt Sie für den Prinz von Wallis.

Prinz schlägt mit großer Heftigkeit nach dem Lord Oberrichter. Wer bin ich itzt?

Lord Oberrichter mit Würde. Ein Böswicht! — ein Wahnwitziger, der es wagt, den König in meiner Person zu beschimpfen. — Wache, nehmt diesen Menschen so gleich in Verwahrung, der sich unterfängt, mich in meinem Amte zu beleidigen.

Graf von Westmorland bey Seite. Himmel! was wird das für ein Ende nehmen!

Lord Oberrichter. Ihr zögert? — Unverzüglich nehmt ihn, führt ihn ins Gefäng-

fängniß und bewacht ihn aufs genauste. —
Es erhebt sich ein unverständlich Gemurmel. — Was soll das Gemurmel? Aeußert jemand das mindeste Bestreben, den Gerichtshof zu stören, so ergreift ihn Augenblicklich.

Officier nähert sich dem Prinzen. Vergeben Eure Hoheit — und reichen mir Ihren Degen!

Prinz, der ein Weilchen nachdenkend gestanden, nimmt seinen Degen ab, und giebt ihn dem Officier. Hier! — verwahren Sie ihn.

Officier. Das soll geschehen.

Der Prinz verbeugt sich gegen das Gerichte mit einer anständigen Ehrerbietung und geht mit dem Officier ab.

Graf von Westmorland. Himmel! — Hätte ich dieß nicht mit Augen gesehn, nimmermehr hätte ich es geglaubt.

Lord Oberrichter. Das Gericht sey aufgehoben — verwahrt den Gefangenen — wir werden dem Urtheile nachdenken.

Sie gehn in Ordnung ab — Die Gefangenen mit Wache.

Scene verändert sich.

Der König und Graf von Westmorland.

König. Er gab also nach?

Graf von Westmorland. Ja, gnädigster Herr: und mit einer so sanften und wohlanständigen Unterwürfigkeit, daß er alle fesselte, die zugegen waren.

König. O wohl mir, daß ich einen Richter habe, der Muth genug hat, die Gerechtigkeit selbst an meinem Sohne zu handhaben, und dann auch einen Sohn, der der Gerechtigkeit zu gehorchen weiß.

Graf von Westmorland. Ich gestehe Sir, daß ich anfänglich über die kühne That des Prinzen — so wie nachher über die zwar anständige, aber doch beunruhigende Entschließung des Lord Oberrichters zu zittern anfieng. — Ich fürchtete, die Gefährden des Prinzen würden sich unverzüglich zu seinem Beystande empören, und es würde ein Tumult erfolgen, der wegen des Ranges der Partheyen gefährlich hätte werden können: allein

der

der Prinz, als ob er dasselbe fürchtete, entfernte sich mit einem willigen Gehorsam und so gar mit einer unterwürfigen Verbeugung.

König. Der Lord Oberrichter hat meinen ganzen Beyfall, und ich werde mir es zur Pflicht machen, meinen Sohn mit einem so würdigen Manne auszusöhnen.

Graf von Westmorland. Das wird Mühe kosten, Sire.

König. Ich denke nicht. — Ich habe schon den Richter ersuchen lassen, den Prinzen in Freyheit zu setzen, und befohlen ihn hieher zu schicken ... Ah, ich höre, er kömmt schon.

Graf von Westmorland. Ich will mich entfernen.

König. Das thun Sie, Mylord.

Westmorland tritt ab.

Prinz Heinrich.

König. Komm näher, Heinrich!

Prinz. Gnädigster Herr —

König. Es laufen mancherley Klagen über dich ein — In der That bist du sehr straffällig. Du verscherzest die Würde deines Standes durch die mitternächtlichen Schwärmereyen und unanständigen Ausschweifungen, so wie sie andere darüber vergessen.

Prinz. Ich, mein Vater?

König. Allerdings, du! — doch davon ist itzt die Rede nicht. Ich ließ dich rufen, um dich zu loben, nicht zu tadeln.

Prinz. Das freut mich, Sire.

König. Wie kömmts aber, Heinrich, daß du oft so zügel- und sinnlos handeln kannst, und doch den richtigen Augenblick der Unterwerfung so gut verstehst?

Prinz. Ihro Majestät meynen die vorgefallene Geschichte mit dem Lord Oberrichter?

König. So ists.

Prinz.

Prinz. Ich will es nicht läugnen, das ich bisweilen ein wenig wild, gedankenlos und ausschweifend gehandelt habe. Jugendliche Hitze, bisweilen auch andere Vorspiegelungen meiner Einbildungskraft reißen mich zu Handlungen fort, die ich nie entschuldigen werde. Ich kann mir wenig Zwang auferlegen. Indessen wenn ich Thorheiten begehe, so hoffe ich doch daß sie unschädlich sind.

König. Unschädlich?

Prinz. Unschädlich, in so fern sie mich selbst angehen. — Ich weiß, mein Vater, daß dieß keine Entschuldigung ist, und daß ich kein Recht habe, weder mir, noch jemanden anders zu schaden. — Doch, Mylord, die Zeit wird lehren, daß ich vielleicht ::: genug verkennen Sie mich nicht. — Ich schweige, weil ich etwas Unbedachtsames sagen möchte.

König. Sprich frey! Du weißt, daß ein Vater nur zu geneigt zu vergeben ist.

Prinz. So gedankenlos ich oft handle; so trauen Sie mir doch zu, daß ich nie eine Handlung begehen werde, die Ihre oder Ihrer Diener Ruhe stören kann. — Von dem Tumulte der Leidenschaft fortgerissen, und durch

Etwas in des Lord Oberrichters Thun und Wesen aufgebracht, das ich in dem ungestümen Augenblicke für beleidigend hielt, schlug ich nach ihm in der Verwaltung seines heiligen Amtes. — Mein Herz machte mir augenblicklich Vorwürfe. — Der Streich schien andern Gesetz und Ordnung über den Haufen zu werfen, ja nach Ihrer geheiligten Person selbst zu zielen.

König. Und dir — kam er nicht so vor?

Prinz. Allerdings, Mylord; ich fühlte sogleich, daß wenn man die, einer Obrigkeit schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzt, man dem gemeinen Volke ein Recht zu jeder Ausschweifung, zu jeder Uebelthat giebt. — Verachtet es den Richter, so verachtet es auch den König — die Gesetze, die er gegeben hat, man macht es in seinen ungestümsten Leidenschaften so zügellos, daß er keine andre Herrschaft über sich erkennt. Da ich nun dieß höchst gefährliche Beyspiel gegeben, so blieb mir nichts übrig, als durch mein Betragen es zu bestätigen, oder zu widerlegen und durch das Gegentheil den übeln Eindruck, den jenes hätte machen können, auszulöschen. — Der

Ober-

Oberrichter handelte, wie ein Mann; er faßte seinen Entschluß, und behauptete ihn mit Würde. Ich nahm den meinigen, und gab mit einer unbedingten Unterwürfigkeit nach, und suchte, so viel als möglich, den Fehler eines Augenblicks wieder gut zu machen, der von schrecklichen Folgen hätte begleitet seyn können, wenn ich weniger wäre im Stande gewesen, den Stolz und die Heftigkeit meines Herzens zur rechten Zeit noch zu beugen.

König. Wohl und richtig gesprochen, mein Sohn! Mit unendlicher Freude erkenne ich hier dein edles Herz, den schweren Sieg über dich selbst, der weit, weit größer in meinen Augen ist, als die glänzendsten Siege derer, die die Welt Helden nennt, und glorreicher, als eine eroberte Welt ist.

Prinz. O, mein König und Vater! wie sehr belohnt und erhebt mich Ihr Beyfall!

König. In der That, Heinrich, habe ich, so wie andre dich bis hieher ganz verkannt. Aber nun öffnet sich mir eine Aussicht voller Hoffnung, ja Gewißheit von Ruhm für dich und Glückseligkeit für mein Volk, wann der Himmel dich einst über dieß setzen wird.

Prinz. O! daß dieser Tag spät, spät erscheinen möge!

König. Ich glaube, daß dir dieser Wunsch von Herzen geht: aber Wünsche halten den Tod nicht auf. — O mein Sohn! möchten diejenigen, die itzt und in künftigen Zeitaltern von dieser edlen Handlung hören, ermuntert werden, sie nachzuahmen! — möchten alle, von dem Fürsten bis zum Bauer begreifen lernen, wie nöthig es ist sich ihren Obrigkeiten und den Gesetzen ihres Landes zu unterwerfen, so wie jene ohne Ansehn der Person die strengste Gerechtigkeit auszuüben. — Komm mit mir in mein Kabinet. Ich habe den Lord Oberrichter kommen lassen, damit er sich hier mit dir aussöhne.

Prinz. Dieß wird er hoffentlich unter Ihrem Fürspruche.

Ende.

Der

Der vortreffliche englische Dichter Shakespeare hat diese Anekdote, die sich auf die Geschichte gründet, in einem seiner Schauspiele ebenfalls auf eine, seiner Gewohnheit nach, vortreffliche Art gezeichnet; und es wird den jungen Lesern, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit jenem nicht bekannt sind, nicht unangenehm seyn, folgende kurze Unterhaltung des Prinzen, der hier als König Heinrich der Fünfte auftritt, mit dem Lord Oberrichter zu lesen.

König.

Sie werden vermuthlich überzeugt seyn, daß ich Sie nicht liebe.

Lord Oberrichter.

Das, wovon ich überzeugt bin, ist, daß wann ich richtig beurtheilt werde, Ew. Majestät keine gerechte Ursache haben mich zu hassen.

König.

König.

Nicht? — Kann ein Prinz von meinen großen Erwartungen so demüthigende Behandlungen vergessen, womit Sie mich belegt haben? — Wie? dem unmittelbaren Erben der Brittischen Krone auszuschelten, Verweise zu geben, auf eine rauhe Art ins Gefängniß zu schicken? — War das artig? — Kann dieß so leicht vergessen werden?

Lord Oberrichter.

Dann vertrat ich die Person Ihres Vaters, das Bild seiner Macht lag in mir, und in der Verwaltung seiner Gesetze. Da ich für das allgemeine Beste thätig war, gefiel es Eurer Hoheit meinen Standort zu vergessen, die Majestät und Gewalt des Gesetzes und der Gerechtigkeit, das Ebenbild des Königs, den ich darstellte — und selbst auf diesem Stuhle der Gerechtigkeit schlugen Sie nach mir! Nur hierauf war ich dreust genug, meines ganzen Ansehns zu gebrauchen, und in Ihnen den Beleidiger Ihres Vaters der verdienten Haft zu übergeben. Habe ich unrecht gethan, so mögen Sie sich gefallen lassen, da Sie nun die Krone tragen, einen Sohn einst zu haben,

der

der Ihre Verordnungen für nichts hält, die Gerechtigkeit von Ihrem ehrwürdigen Stuhl herab wirft, dem Gange der Gesetze den Weg vertritt, und das Schwert, das den Frieden und die Sicherheit Ihrer Person schützen soll, stumpfet.

König.

Sie haben Recht, Richter, und dieß wohl erwogen. Behalten Sie also die Wage und das Schwert; und immer möge sich Ihre Würde vermehren, bis Sie einen Sohn sehen, der, wenn er Sie beleidigen sollte, eben so bereitwillig ist, als ich, Ihnen zu gehorchen. — Hier ist meine Hand, Sie sollen für meine Jugend ein Vater seyn ꝛc.

AI 8505-1

6c 3225 z/70

Pinchard, ...

Dramatische

Unterhaltungen

zur

Belehrung und zum Vergnügen

junger Personen.

Von

der Verfasserin des blinden Kindes.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

Christian Felix Weisse.

Verfasser des Kinderfreundes und mehrerer Kinderschriften.

Neue Auflage.

Mit Kupfern.

Leipzig,

in der Gräffschen Buchhandlung.

Farbkarte #13 B.I.G.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

urn:nbn:de:gbv:3:1-323030-p0315-7